940.9132
D487
v.1

— Preis 30 Pfg. —

HIRZEL

Deutsche Kriegsbücher

für die Schuljugend

Heft 1:

Vom Kriege im Westen

Verlag von Julius Beltz, Hofbuchdrucker, Langensalza

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each lost book.**

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

JAN 04 1996

APR 11 1996

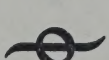
When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Deutsche Kriegsbücher für die Schuljugend

1. Band:

Vom Kriege im Westen

Bearbeitet von Carl Meyer und Otto Riedrich



Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege e. V. zu Berlin.

Julius Beltz, Verlagsbuchhändler und Hofbuchdrucker Langensalza.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

940.9132
D487
v.1.
LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA
July 18, 1923 L CORY

Inhalt

Seite

Die Franzosen in Mülhausen 3
Die Kämpfe im Oberelsaß (amtlich) 11
Die Kämpfe bei Münster (amtlich) 14
Feuertaufe und Verwundung 20
Vogesenkampf 28
Auf Vorposten vor Verdun 32
Französische Lügen 37
Die Kämpfe im Argonner Wald (amtlich) 41
Schlimmes Geschick 54
Sie stürmen weiter die braven Kerls 57
Dixmuiden 66
Von den Kämpfen bei Ypern 71
Die Schlacht bei Soissons (amtlich) 77
Weihnachten in Flandern 81
Das Gefecht von Hurtebise (amtlich) 85
Tagebuchblätter eines Leutnants der schweren Artillerie. 87
Ein Artillerieduell 90

* * *

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Die Franzosen in Mülhausen.

Mit Genehmigung des Verlages Tempsky Wien, den Büchern: Frobenius „Durch Not und Tod" entnommen. (Bisher erschienen 2 Bände je 1.— M).

Die große Industriestadt im Oberelsaß, Mülhausen, hatte eine beträchtliche Friedensgarnison, das 4. und 7. Badische Infanterieregiment (Nr. 112 und 142) und zwei Kavallerieregimenter, nämlich die 3. Badischen Dragoner (Nr. 22) und die 5. Jäger zu Pferd. Nur 35 Kilometer von der französischen Festung Belfort entfernt, hatten diese Truppen damit zu rechnen, daß von dort alsbald nach der Kriegserklärung der Versuch gemacht werden würde, in das Oberelsaß einzudringen, um dem Reichsland die „Befreiung von dem deutschen Joche" zu bringen. Auf Grund der von vorgeschobenen Abteilungen erstatteten Meldungen brach die Garnison, obgleich sie ihre Mobilmachung noch nicht hatte beenden können, am 6. August auf, um dem Feind entgegenzugehen, und nahm sehr bald Fühlung mit ihm. Am 7. begannen die Kämpfe bei Altkirch, und die Bürger von Mülhausen hörten mit sehr geteilten Empfindungen das Geschützfeuer sich ihrer Stadt immer mehr nähern. Am 8. konnte man bereits das Gewehrfeuer deutlich wahrnehmen und mußte daraus schließen, daß die badischen Truppen der Übermacht nicht gewachsen waren und trotz hartnäckigstem Widerstand ihr weichen mußten.

Es währte nun auch nicht mehr lange. Die deutschen Regimenter zogen sich in bester Ordnung über Mülhausen zurück und verschwanden in den Waldungen, die die Stadt und die Niederung der Ill sowohl im Osten von der Rheinniederung, als im Westen von der der Thur trennen. Was nun? Unbedingt würden die Franzosen nun sofort einrücken. Und der größte Teil der Einwohner konnte sie nicht mit Freude begrüßen; jedoch ging das Gerücht alsbald von Mund zu Mund, daß das Oberelsaß von der deutschen Heeresleitung aufgegeben und den Franzosen vollständig eingeräumt werden solle. Da hieß es denn, gute Miene zum bösen Spiele machen und alles vermeiden, was den Gegner reizen könnte. Es gab

aber auch eine Anzahl Bürger, die diese Aussicht mit stillem Vergnügen und Genugtuung begrüßten. Hatten sie doch, durch Geschäfts- und Familienbeziehungen eng an Frankreich gefesselt, währendd er verflossenen 44 Jahre im geheimen unentwegt in französischem Sinne gearbeitet und die Gemüter durch den Hinweis auf die gewiß zu erwartende Zurückeroberung und dann zu gewärtigende Bestrafung jeder deutschen Sympathien zu beunruhigen gesucht. Auch hatten solche Besitzer von Fabriken zweifellos unter ihren Arbeitern stark Propaganda für Frankreich gemacht, so daß die anrückenden französischen Truppen auf einen unfreundlichen Empfang nicht zu rechnen hatten.

Kaum waren die Deutschen verschwunden, da wurde die Aufmerksamkeit durch das eigentümliche surrende Geräusch erregt, durch das Luftschiffe und Flieger ihre Annäherung verraten. Alles stürzt auf die Straßen, alles starrt in die Luft, und siehe! da kommen sie schon an: offenbar französische Flieger — aus der Richtung von Belfort! Und was ist das? Wie weiße Schneeflocken löst es sich hoch oben in der Luft von den kleinen, allmählich sich herabsenkenden Maschinen — es breitet sich weiter aus, eine langgestreckte weiße Wolke! und nun löst sie sich auf in eine Unmenge weißer Blätter, die im leisen Windhauche hin und her wirbeln, bevor sie sich erhaschen lassen. Das ist denn ein Haschen und Jagen, ein Schreien und Stoßen; hier und dort liest ein glücklicher Jäger mit lauter Stimme vor:

„Kinder des Elsaß! Nach 44 Jahren schmerzlichen Wartens betreten französische Soldaten wiederum den Boden eures edlen Landes. Sie sind die ersten Arbeiter des großen Werkes der Revanche. Es erfüllt sie mit Rührung und Stolz; um das Werk zu vollbringen, geben sie ihr Leben. Die französische Nation steht einmütig hinter ihnen, und in die Falte ihrer Fahne sind die zauberhaften Worte „Recht und Freiheit" eingegraben. Es lebe Elsaß! Es lebe Frankreich! Der französische Generalissimus Joffre."

Natürlich fängt der Janhagel an zu schreien: „Hoch Elsaß! Vive la France!" (Es lebe Frankreich!) aber viel Eindruck scheint die Proklamation, die auf so ungewöhnlichem,

theatralisch anmutendem Wege die baldige Ankunft der französischen Befreier ankündigt, nicht zu machen. Man ist einer solchen Sprache unter der deutschen Herrschaft doch bereits entwöhnt und läßt sich dadurch nicht mehr so ohne weiteres bestricken. Auch gibt es manchem zu denken, daß man die Deutschen so unbehelligt hat ziehen lassen, daß nicht französische Truppen als Sieger sie vor sich her jagten, sondern noch so lange zögern, bevor sie sich der offenen und von Verteidigern entblößten Stadt bemächtigten. Aber doch! Da kommen französische Reiter! Ein Offizier mit fünf Mann stark, zieht eine Patrouille um 5 Uhr durch die Hauptstraßen der Stadt und heftet einen Aufruf „An unsere lieben Brüder" am Rathaus an. Dann dauert's aber noch volle zwei Stunden, bevor die Retter einziehen. Fast zu lange für die neugierige Jugend, die sich auf den ungewöhnlichen Anblick der Franzosen freut, zu lange für die Französlinge, die ihre Sympathien kaum noch verbergen können.

Dann aber erklingen helle Trompeten und Trommeln und Pfeifen, und nun zieht ein Bataillon nach dem andern vorüber, o! so viele gegen die paar deutschen Bataillone, die man vorher gesehen hat! Ein ganzes Armeekorps mit Artillerie und Kavallerie und sogar noch eine Division, die der Besatzung von Belfort entnommen war. Ja, da war's kein Wunder, daß unsere braven Badenser das Feld hatten räumen müssen — vor einer solchen sechsfachen Übermacht! Sie machten allerdings einen ganz anderen Eindruck als die Deutschen. Es waren gute, frische Jungen, steckten aber in miserablen Uniformen, alt und abgerissen, und das Sattelzeug der Kavalleristen war zerrissen und teilweise mit Stricken ergänzt. Wie ganz verschieden sahen doch die Feldgrauen in ihrer neuen, in jeder Beziehung vollständigen und tadellosen Ausrüstung aus, so einfach und nobel gegen diese schmutzigen Rothosen! Aber siegessicher und selbstbewußt traten die Herren auf. „Où allez-vous, messieurs? Wohin gehen Sie, meine Herren?) wurden sie gefragt und gaben ohne Zögern die Antwort: „A Berlin!" — „Mais vous avez du courage!" — „Nous y sommes, nous y restons! Vive la France, vive l'Alsace! C'est votre empereur, monsieur Guillaume, qui fera ses malles!" („Nach Berlin!" — „Aber Sie haben Mut!" — „Wir sind dort, wir

bleiben dort! Es lebe Frankreich, es lebe das Elsaß! Ihr Kaiser, Herr Wilhelm, wird seine Koffer bereithalten müssen!")

Westlich der Stadt zieht sich am linken Ufer der Doller-Ill ein schmaler, aber ziemlich steil abfallender Höhenrücken, vom Bahnhof Lutterbach bis zur Vorstadt Burzweiler, etwa drei Kilometer lang, entlang, der einen schönen Blick sowohl über die breit hingelagerte Stadt mit ihren Vororten als auch über die im Norden sich ausbreitende Niederung der Ill bietet. Hier haben sich wohlhabende Familien mit Vorliebe angesiedelt, und ihre von Gärten und Weinpflanzungen umgebenen Villen leuchten weit hinaus. Hier fand auch die französische Artillerie günstige Aufstellung für ihre Geschütze. Wenn es auch nicht anzunehmen war, gebot doch die Vorsicht, für eine etwa erforderliche Verteidigung von Mülhausen sich einzurichten, und die an jenen Höhenrücken sich anlehnenden Vororte gewährten der Infanterie dazu Gelegenheit. Konnte sie doch hier auch die über ihr stehende Artillerie am besten schützen. Die Einwohner der Villen beobachteten mit Neugierde die Arbeiten der Franzosen, ohne sich der Gefahr bewußt zu werden, die ihnen selbst daraus erwachsen konnte. Es war ein so herrlicher sonniger Tag; die fremden Gäste benahmen sich so liebenswürdig, so anspruchslos; es war nicht anders, als wenn eine Herbstübung sie hierher geführt hätte, und als wenn sie diese Arbeiten nur zur Übung ausführten.

Die Franzosen hatten bis zum Nachmittag des folgenden Tages, des 9. August, Muße zur Vollendung ihrer Befestigungen. Bei Sennheim, das 10 Kilometer entfernt am Fuß der Vogesen liegt, erfolgte der Angriff der mit bedeutenden Verstärkungen zurückkehrenden Badenser schon gegen Mittag. Sie fielen den dort eingenisteten Franzosen in die Suppe. In Mülhausen scheint man von dem sich dabei entspinnenden heftigen Gefecht nichts wahrgenommen oder es nicht beachtet zu haben. Zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags sah man aber auf der Höhe bei Mülhausen Kolonnen vom Gebirge her sich nähern, und alsbald fielen auch die ersten Granaten in die Vororte. Die Villenbesitzer wurden aus ihrer Behaglichkeit in recht unangenehmer Weise aufgeschreckt, denn nachdem sie beobachtet hatten, wie die Schrapnells in die Vorstädte und in die Stadt einfielen, wurden sie plötzlich ge-

wahr, daß die deutsche Artillerie den Kampf mit der französischen Geschützstellung aufnahm und daß nun die Geschosse immer dichter in ihre Gärten und in ihre Villen einschlugen. Gaben diese doch die günstigsten Richtobjekte ab.

Nun hieß es, schleunigst in die Keller! Nur das Notwendigste wurde schnell zusammengerafft, um nicht jeder Bequemlichkeit zu entbehren, auch für den Hunger zu sorgen, der bei längerer Dauer des Kampfes sich unbedingt einstellen würde. Mit angespannter Aufmerksamkeit wurde jeder Schuß beobachtet, der links oder rechts vorbeisauste. Schlag auf Schlag kamen jetzt die Granaten und schienen immer näher zu kommen — und nun! — ein furchtbarer Schreck! über den Köpfen schlug ein Geschoß in das Haus ein, und seiner Detonation folgte unheimliches Gepolter. So saßen die von den eigenen Truppen beschossenen reichen Mülhäuser in zitternder Furcht in den Kellern ihrer schönen Häuser, bis der plötzliche Ruf eines Nachbars sie vielleicht heraufrief, daß das Gebäude über ihren Köpfen einzustürzen drohe und sie unter seinen Trümmern begraben würde. Dann eiligst hinaus, um in einem andern Hause dieselben Ängste durchzumachen und möglicherweise noch einmal vertrieben zu werden.

Bis gegen Mitternacht währte der Geschützkampf. Dann hörten die Geängsteten lautes Geratter und Klappern von Pferdehufen auf der Straße: die französischen Batterien bauten schleunigst ab, da sie dem Feuer der Deutschen nicht gewachsen waren, und damit hörte das Schießen gegen die Höhenstellung und gegen die Villen auf. Jetzt ging die Infanterie zum Angriffe vor und drang in die Stadt ein. Jetzt ertönten wohlbekannte deutsche Kommandorufe und deutsche Signale und es regnete Gewehrgeschosse. Aber in der Stadt hielten die Franzosen tapfer stand. Straße um Straße mußte ihnen im blutigen Häuserkampf entrissen werden, und fürchterliches Getöse erfüllte die ganze Stadt. Allmählich erlosch es, und gegen 4 Uhr morgens trat unheimlich berührende Stille ein: die Franzosen schienen Mülhausen verlassen zu haben. Kaum aber hatten die geängsteten Bürger ihre Keller verlassen und die Straße betreten, so flammte der Kampf nochmals auf und trieb sie in ihre Schlupfwinkel zurück.

Als auch dies letzte Aufflackern des Brandes über-

wunden war, begann die schreckliche Arbeit des Aufräumens der Straßen, wo die Verwundeten und Toten haufenweise lagen. Da jagten Automobile ins Vorfeld, um hier die Verwundeten aufzulesen, da füllten sich die Spitäler binnen kürzester Zeit, da mußten in der Eile Notlazarette eingerichtet werden, wo sich irgend Räume dafür boten, und wurden die Leichen gesammelt, um in rasch ausgehobenen Gruben ein gemeinsames Grab, Freund und Feind in enger Gemeinschaft, zu finden. So ward es Mittag, bevor die deutschen Truppen bei dem Schmettern der Trompeten ihren Einzug in die wiedergewonnene Stadt halten konnten.

Nun begann ein lauter Jubel, anders als beim Einmarsch der Franzosen. Da konnte man doch mit Freuden wahrnehmen, daß die Stadt zum größten Teile schon mehr Anhänglichkeit an die Stammesverwandten von jenseits des Rheins hatte als an die Franzosen, von deren ganzem lockeren Verhalten und beinahe liederlicher Ausrüstung sich die Elsässer weniger angezogen fühlten als von den strammen, wohldisziplinierten deutschen Soldaten. Bis zum Abend war die Stadt von eitel Freude erfüllt. Da aber — gegen 9 Uhr — trat etwas Unerwartetes ein. Da öffneten sich hier und da die Fenster, Gewehrläufe wurden über den Brüstungen sichtbar, und ein wohlgezieltes Feuer ward auf die fröhlich und ahnungslos, unbewaffnet durch die Straßen wandelnden badischen Krieger eröffnet. Schnell gefaßt, eilten sie zu den Sammelplätzen und begannen systematisch die Häuser zu stürmen, aus denen geschossen wurde. Da fielen die mit der Waffe abgefaßten französischen Soldaten, die sich hier versteckt gehalten hatten, unter Gewehrkolben und Bajonett, daß sich wieder die Leichen häuften; da mußten aber auch die Hauseigentümer, die solchem Verrat ihr Besitztum eingeräumt hatten, vielfach unmittelbar mit dem Leben büßen. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, und in dem östlichen Vorort Riedisheim ward ein ganzes Kloster ausgenommen, in dem sich eine ganze Kompagnie verborgen hatte.

Der hinterlistige Überfall hatte aber auch sein Gutes: bei dieser Gelegenheit wurden alle Französlinge erkannt, die so lange ihre Wühlarbeit in der Bevölkerung und unter den Arbeitern getrieben hatten. Sie hatten Böses im Schilde geführt, aber Mülhausen war es zum Segen, daß es — nun-

mehr eine gereinigte deutsche Stadt — aus dem Kampfe geläutert hervorging. Daß ihr kurzer Aufenthalt in Mülhausen solche für das Deutschtum der Stadt segensreiche Folgen haben würde, hatten die Franzosen nicht gedacht. O. F.

Die Kämpfe im Oberelsaß.

Bericht aus dem Großen Hauptquartier.

Die Franzosen hatten gleich zu Beginn des Krieges große Anstrengungen gemacht, sich in den Besitz Elsaß-Lothringens zu setzen. Dem Anfang August von Belfort aus unternommenen Einfalle ins Oberelsaß wurde durch die Schlacht bei Mülhausen ein jähes Ende bereitet, und die Offensive gegen Lothringen brach nach dem glänzenden Siege des bayerischen Kronprinzen in sich zusammen. Seitdem haben die Franzosen es nicht mehr gewagt, in Lothringen einzufallen. Dagegen gingen sie im Oberelsaß erneut vor, als die hier eingesetzten deutschen Truppen eine anderweitige Verwendung fanden. Zum zweiten Male betraten die Franzosen vorübergehend Mülhausen und drangen nordwärts bis Ensisheim vor. Die Freude währte aber nicht lange. Durch eine erneute deutsche Offensive wurde der Gegner vertrieben, der heute nur das Weiler- und Münstertal in den Vogesen und den Belfort unmittelbar gegenüberliegenden Grenzstrich in Besitz hat, während in den Nordvogesen die deutschen Truppen bis in die Höhe von Senones, also tief in französisches Gebiet vorgedrungen sind.

Ende Dezember begannen die Franzosen zum dritten Male mit einer Offensive in Richtung Mülhausen. Die Stadt sollte nach Gefangenenaussagen spätestens Ende Januar endgültig in französischer Hand sein.

Wie aus den Tagesberichten der Obersten Heeresleitung bekannt ist, wurde zwischen dem 27. Dezember und 8. Januar um den Besitz der Höhe 425 westlich Sennheim Tag für Tag erbittert gekämpft. Die Franzosen kamen jedoch über diese Höhe nicht hinaus. Dagegen gelang es den deutschen Truppen, Gelände zu gewinnen.

Bis Ende Dezember hatten sich auf dem in 956 Meter Höhe, fast 700 Meter über dem Rheintale gelegenen dicht

bewaldeten Hartmannsweilerkopfe, einem beliebten, geologisch und botanisch interessanten Ausflugspunkte, nur deutsche und französische Wachen befunden, die einander beobachtend gegenüber lagen. Die Deutschen hielten den östlichen, die Franzosen den westlichen Teil des Kopfes besetzt. Inzwischen hatten die Franzosen eine Reihe von Alpenjäger-Bataillonen in die Südvogesen entsandt und auf den Hartmannsweilerkopf eine ganze Alpenjäger-Kompagnie vorgeschoben, die sich dort eine festungsartige Stellung schuf, die ellipsenförmig den höchsten Punkt umschloß. Die Höhe des Molkenrain (1125 Meter), zu der man vom Hartmannsweilerkopf über die Jägertanne (Sattelpunkt) gelangt, wurde ebenso wie der Belchen französischerseits stark besetzt.

Die ersten deutschen Vorstöße gegen die Ringburg auf dem Hartmannsweilerkopf scheiterten an der Stärke jener Stellung. Auch mußte die dem Flachland entstammende Angriffstruppe erst die Schliche des im Gebirge erfahrenen Gegners kennen und bekämpfen lernen, der, mit schwarzen Ziegenfellen behangen oder mit Tannenreisig bedeckt, die Gipfel der schneebedeckten Tannen bestieg und von dort aus, in Körben sitzend, aus seinen Verstecken auf unsre Soldaten herabschoß. Bald hatten diese die Ringfestung von außen völlig umschlossen; auch war die Jägertanne besetzt worden, um die von Molkenrain her erwarteten französischen Entsatzversuche abweisen zu können. Solche erfolgten auch mit mindestens einem Alpenjäger-Bataillon, wurden aber von unseren sich energisch zur Wehr setzenden schwachen Truppen abgewiesen. Zu gleicher Zeit aus dem Ringwalle unternommene Ausfälle der Bergbesatzung scheiterten. Inzwischen hatte man die weiter nötigen Angriffsmittel bereitgestellt, so daß am 19. Januar der Sturm unternommen werden konnte. Die ersten wohlgezielten Schüsse trafen den Offiziersunterstand in der Ringfeste. Zwei Offiziere wurden getötet und einer verwundet. Der letzte Offizier streckte, auf dieses Ereignis hin, die Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, mit dem Rest der Besatzung die Waffen. Ein Offizier und 150 Alpenjäger wurden so zu Gefangenen gemacht. Zwei Tage später wurde auch der Hirzstein genommen und dort noch 2 Offiziere und 40 Mann gefangen genommen. An den Hirzstein waren unsere Truppen, ohne einen Schuß zu

tun, herangekommen. Selbst die gefangenen Offiziere sagten aus, daß die deutschen Vorbereitungen zur Wegnahme der Höhenstellungen vortrefflich gewesen seien.

Unsere Truppen waren während dieser Kämpfe im Gebirge den allergrößten Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt. Auf hoher Bergeshöhe kämpfend, wo tiefer Schnee lag, die Tannen hoch zum Himmel ragen, und wo dichtes Unterholz den Ausblick auf wenige Meter beschränkt, Tage lang ohne warme Nahrung und ohne schützendes Obdach, hatte die Truppe Außerordentliches zu leisten. Erst nachdem der Feind vertrieben war, konnte man sich einigermaßen häuslich einrichten, Wege und Hütten bauen und warmes Essen bereiten. Jetzt finden wir auch Kavallerie hoch oben in den Bergen, aber nicht etwa zu Pferde, sondern angetan mit Rucksack, Bergstock und Eissporen. Stunden — ja halbe Tage lang gehen die Kavalleristen die längsten und gefahrvollsten Patrouillen und bringen oft die besten Meldungen.

Nachdem der französische Versuch, über Sennheim auf Mülhausen durchzustoßen, an dem Widerstand der Deutschen gescheitert war, unternahm der Feind am 27. Januar einen Durchbruchsversuch an anderer Stelle. Er hatte sich also Kaisers Geburtstag für seine Angriffe ausgewählt. Ein höherer Stab war gerade in der Kirche, wo der Festgottesdienst abgehalten wurde, als um 11 Uhr vormittags von dem Nachbarverbande die Meldung einlief, daß ein feindlicher Angriff in Richtung Ammerzweiler erfolgt sei und um artilleristische Unterstützung gebeten wurde. Kaum war diese zugesagt, so wurde auch innerhalb des eigenen Abschnittes des betreffenden Truppenverbandes ein französischer Infanterie-Angriff gegen einen vorgeschobenen Posten am Rhein—Rhone-Kanal gemeldet. Die in schwierigem, weil sehr unübersichtlichem Gelände stehende deutsche Feldwache wurde von einer weit überlegenen feindlichen Truppenmacht überrannt. Gleichzeitig erfolgte ein dritter französischer Angriff in Richtung aus Aspach. Dieser Angriff sowie jener auf Ammerzweiler wurden bis auf Sturmentfernung durchgeführt, brachen dann aber unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. Dagegen begann der bis an den Kanal vorgedrungene Feind sich dort einzurichten, indem er die deutsche Feldwachstellung umbaute, mitgebrachte Pfähle einschlug, Drahtrollen entfaltete,

auch Maschinengewehre auf Bäumen sogleich in Stellung brachte.

Der deutsche Führer hatte mittlerweile den Gegenangriff befohlen, zu dem, weil die Reserven weiter abstanden, Teile der zunächst zur Hand befindlichen Abschnittsreserven eingesetzt wurden. Ein Landwehr- und eine Landsturm-Kompagnie waren es, die sich um 4 Uhr nachmittags dem Feinde entgegenwarfen, um ihm die verloren gegangene Stellung zu entreißen. Um 7 Uhr abends war die Stellung wiederum in deutscher Hand. Die Sieger, Landwehr und Landsturm, konnten mit berechtigtem Stolze auf die erbeuteten Trophäen — mehrere Maschinengewehre — sowie auf die gemachten Gefangenen sehen.

Um 4 Uhr nachmittags war ein neuerlicher französischer Angriff auf die deutschen Stellungen im Hirzbacher Walde erfolgt und abgeschlagen worden.

Es war schon Nacht, als der Feind um 8 Uhr 30 Min. abends endlich einen letzten Versuch machte, um im Hirzbacher Walde die Linie der Deutschen zu durchbrechen und die Kanalstellung wieder zu erobern. Alle diese Angriffe wurden abgewiesen. Am nächsten Tage fand man eine große Anzahl toter Franzosen vor den deutschen Stellungen. Im Gegensatz zu den bei Tage unternommenen Angriffen waren die Nachtangriffe der Franzosen sehr matt geführt. Die deutschen Soldaten hörten im Hirzbacher Walde, wie die französischen Offiziere große Mühe hatten, ihre Leute überhaupt vorwärts zu bringen.

Die Kämpfe bei Münster.

Bericht aus dem Großen Hauptquartier.

In den Vogesen, dem schönen Bergland auf der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, stehen unsere Truppen vor schweren Aufgaben, die mit den Bedingungen der Kämpfe in den Karpathen und in Serbien zu vergleichen sind. Es ist ein Gebirgskrieg mit all der Romantik, aber auch mit all den Schwierigkeiten, die die Berge den Truppen entgegenstellen. Von solchem Gelände gibt die Karte, so groß auch der Maßstab sein mag, ein unzureichendes Bild, und

nur persönlicher Augenschein an Ort und Stelle kann eine wahre Vorstellung von den erstäunlichen Leistungen unserer Truppen geben, die sich hinter den nüchternen Worten der amtlichen Gefechtsberichte verbergen. Die Karte der Vogesen zeigt zwischen Tal und Gipfel bedeutende Höhenunterschiede; aus einer mittleren Höhe von 200 Metern am Westrande der Rheinebene erhebt sich das Bergland bis über 1400 Meter. Die Einzelheiten des Geländes aber, die im Gebirgskrieg eine bedeutendere Rolle spielen als beim Kampf in der Ebene, lassen sich aus der Karte nicht erkennen. Karte und Wirklichkeit zeigen im Gebirge nicht selten Abweichungen, die für die Führung von entscheidender Bedeutung sein können, und nur unmittelbare Anschauung kann die Grundlage für die Operationen schaffen, die den Erfolg verbürgt. Auf der Karte kann die Besetzung eines Punktes eine taktische Notwendigkeit scheinen, während in Wirklichkeit der Besitz desselben Punktes die allgemeine taktische Lage verschlechtern könnte, so daß die zu bringenden Opfer zu dem Gewonnenen in keinem Verhältnis stehen würden.

Die Vogesen sind dem Deutschen weniger bekannt als die übrigen Bergländer innerhalb seiner Heimat, aber sie stehen an Schönheit und Reichtum der Formen, in denen sich der schroffe Charakter des Harzes mit den weichen Formen des Thüringer Waldes verbindet, keinem nach. An dem „Loch von Belfort", dessen Festungsgebiet die Übergänge aus dem südlichen Elsaß nach Frankreich sperrt, beginnen die Vogesen. Bereits 20 Kilometer nördlich der Festung gipfelt der Kamm mit 1245 Meter im Welschen Belchen, und nordöstlich vorgelagert überragt der Große Belchen (1423 Meter) seine Umgebung. Von diesem höchsten südlichen Teil, den Oberen Vogesen, senkt sich das Bergland mählich über die Mittleren und Unteren Vogesen gleichlaufend mit dem Rheintal zu dem Hügelland der Rheinpfalz.

Größere zusammenhängende Operationen fanden nur in dem offenen Süd-Elsaß statt, in das die Franzosen wiederholt den Einbruch von Belfort her versuchten, ohne dauernde Erfolge erringen zu können. Es ist nur ein ganz schmaler Streifen diesseits der Grenze, den sie zu behaupten vermochten. Nordwestlich Colmar tritt die deutsche Gefechtslinie auf französisches Gebiet über. Wie auf der ganzen West-

front, so sind auch im Süd-Elsaß und in den Vogesen die Operationen vorübergehend in einen Stellungskampf übergegangen, dessen Einförmigkeit einzelne offensive Unternehmungen unterbrechen. Ihren Schauplatz bildeten in letzter Zeit die Oberen Vogesen, in denen der Gegner Schritt für Schritt gegen den Kamm zurückgedrängt wird. Die Einnahme des Hartmannsweilerkopfes südwestlich Sulz ist noch in Erinnerung, und dieser Tage meldete die Oberste Heeresleitung siegreiche Kämpfe bei Münster.

Die Leistungen unserer Truppen in diesen Gefechten sind über alles Lob erhaben. Hier ist kein langsames Vorarbeiten unter der Erde mit Laufgraben, Schützengraben, Sappen und Minenstollen in einem Gelände, das Zusammenhang und Übersicht bietet. Die Oberen Vogesen sind vielmehr ein dicht bewaldetes, zerklüftetes Bergland, in dem nur wenige aus dem Rheintal gegen den Kamm führende Täler durchgehende Verbindungen zur französischen Grenze öffnen. Zahllose Seitentäler und Tälchen zerlegen das Zwischengelände in ein Gewirr vieler Kuppen und „Köpfe", die die Querverbindung erschweren und den militärischen Operationen bisweilen im vollen Sinne des Wortes unübersteigbare Hindernisse in den Weg zu stellen scheinen. Die leichte Verteidigungsfähigkeit der Straßen und Wege zwingt aber den Angreifer, diese zu verlassen und sich über steile Abstürze auf und ab den Weg zu bahnen. Geröll und umgestürzte Bäume, die das Alter oder das Feuer der schweren Artillerie gefällt haben, decken die Hänge und jeder Stein, der ins Rollen kommt, droht den Hintermann zu erschlagen. Unten am Hang sinkt der Fuß in weichen Schnee, weiter hinauf ist selbst mit Eisstollen nur ein mühsames Vorwärtskommen über gefrorene Hänge. Rein sportlich betrachtet, sind solche Kletterübungen bereits eine gute Leistung. Der deutsche Soldat aber, der den Winterfeldzug in den Vogesen führt, sieht sich einem entschlossenen und gewandten Gegner gegenüber, der ihn nicht nur vom halben Hang aus kunstvoll angelegten Feldkanzeln und hinter sicherer Deckung von der Höhe aufs Korn nimmt, sondern der vorwärts der eigenen Stellung in den dunklen Kronen mächtiger Tannen nistet, über und hinter dem Angreifer unsichtbar lauernd, um den sicheren Schuß abzusenden. Diese „Baumschützen" erklettern die höchsten Wipfel mit Steigeisen,

binden sich oben fest und decken sich durch Zweige gegen Sicht von unten; nur wenige von ihnen kommen lebend von ihrem Hochsitz herunter, denn mit Recht findet diese hinterlistige Kampfart keine Gnade vor den Augen unserer Soldaten. Ist der Höhenkamm genommen, dann macht der Felsboden nicht selten den Ausbau einer Stellung unmöglich, und eine Mauer aus zusammengetragenen Felsblöcken und Steinen muß notdürftigen Schutz gegen das Feuer des Gegners geben, der sich von neuem auf der nächsten Höhe über dem Tale festgesetzt hat.

Solcher Arten waren die Bedingungen, unter denen die Kämpfe nördlich und südlich Münster vom 19. bis 23. Februar geführt wurden, an denen fast alle deutschen Stämme zum Schutz des Elsaß teilnehmen.

Das Städtchen Münster liegt in dem malerischen Tal der Fecht, durch das Bahn und Straße von Colmar nach Gerardmer auf der französischen Seite der Vogesen über den bekannten Schluchtpaß, eine der wichtigsten Querverbindungen der Oberen Vogesen, führen. Münster war in deutschem Besitz, aber die Franzosen hielten die Höhen unmittelbar nordwestlich und südwestlich des Ortes, von wo ihre „Baumschützen" eine unerwünschte Wirkung gegen unsere Schützengräben hatten. Besonders bemerkbar machte sich einer dieser unsichtbaren Freischützen, den unsere Leute „August" tauften. An seinem Platze wurden später 30 Konservenbüchsen gefunden, ein Beweis, wie lange sich „Baumschützen" in ihrem Versteck halten können. Die südlich und nördlich an Münster angrenzenden deutschen Stellungen waren von den französischen überhöht, die die talaufwärts gelegenen Ortschaften und die für den Gegner als rückwärtige Verbindung wichtige Schluchtstraße deckten. So erwies sich die Verschiebung der eigenen Stellung als notwendig, um taktisch günstigere Stellungen zu gewinnen. Der Führung war die Schwierigkeit der Aufgabe bewußt, aber sie wußte, daß die Truppen sie lösen würden. Gefangene Franzosen sagten später aus, daß man auf ihrer Seite nicht an die Möglichkeit eines Angriffes geglaubt hätte. Die Geschichte hat um die Kämpfe am Gaisberg und an den Spicherer Höhen im August 1870 einen romantischen Schleier gewoben; der Sturm auf den Barren-, den Klein- und Reichsacker-Kopf stellt sich als eine

unvergleichlich schwierigere Leistung dar. Bayerische und Württembergische Infanterie und Pioniere haben ihn am 19. und 20. Februar ausgeführt.

Bis zum 19. Februar zog sich die deutsche Stellung im Norden von Münster über Haslach—Genesungsheim—Frauenacker-Kopf, dann im weiten Bogen nach Osten zum Linge-Kopf, während sie südlich des Ortes über den Ober-Solberg zum Klein-Belchen verlief. Das Tal zwischen Münster und dem 1 Kilometer nordwestlich gelegenen Stoßweier trennte den Angriffsraum in zwei natürliche Abschnitte. Es war anzunehmen, daß der lang hingestreckte, das Tal abschließende Ort Stoßweier von den Franzosen hartnäckig verteidigt werden würde, eine Voraussetzung, die Gefangene nachträglich bestätigten. Es wurde daher beschlossen, den Angriff über die Berge seitlich der Straße so vorzutragen, daß Stoßweier, von beiden Seiten umfaßt, geräumt werden mußte.

Den Kämpfen bei Münster waren deutsche Angriffe im Gebweiler Tale vorausgegangen, durch die der Gegner mehrere Kilometer zurückgedrängt worden war. Von dort her erfolgte der Anmarsch gegen das obere Fechttal, der sich infolge der verschneiten Höhen, die sich über 1100 Meter erheben, und über die Schneeschuhtruppen Wege gebahnt hatten, sehr schwierig gestaltete.

In den frühen Stunden des 19. begann der Angriff auf der ganzen Linie; Bayern und Württemberger trugen ihn vor. Bereits im Laufe des Nachmittags nahm württembergische Landwehr die Vorberge dicht westlich Münster und den Kleinen Hörnles-Kopf. Indessen gewannen die Truppen des südlichen Abschnittes im Fechttal nur langsam Raum an den Hängen des Reichsacker- und Sattel-Kopfes. Besonders schwere Kämpfe entwickelten sich im nördlichen Abschnitt, aus dem Barren-Kopf und Klein-Kopf wie natürliche Festungen hervorragen. Ein bayerisches Regiment und württembergische Landwehr haben hier Außerordentliches geleistet; die Bayern waren junge Truppen, die hier ihre Feuertaufe erhielten, die aber eine Ausdauer und Unerschrockenheit bewiesen, wie die ältesten kampferprobten Bataillone. Den Spaten in einer Hand, das Gewehr in der andern, Eisstollen an den Füßen, krochen sie die fast senkrechten, glatten Hänge hinan, von der Höhe und von Baumschützen überall umlauert und beschossen. Fünf-

mal erklommen die Tapferen die steilen Höhen, und fünfmal wurden sie von dem übermächtigen Feuer des Gegners zur Umkehr gezwungen. Aber immer wieder sammelten sie sich auf der Straße, die im halben Hang eingeschnitten, einige Deckung bot, und wo sie in ihre Mäntel gehüllt, eine bange Nacht verbrachten. Am zweiten Tage, dem 20., gab der sechste Ansturm den blutig erkauften Kamm in ihre Hände. Die Reihen der Führer und der Mannschaften waren lichter geworden; ein Bataillonskommandeur, der seinen Leuten vorausstürmte, fiel, als er eine Handgranate in die französische Stellung warf. In ihr und hinter ihr am jenseitigen Hang war die weiße Erde mit den dunklen Gestalten gefallener Alpenjäger besät; nur wenige entgingen dem Tode durch Flucht. Sie sind in den französischen Alpen zu Hause, und der Gebirgskrieg ist ihr eigentliches Element; jeder Einzelne ist ein Scharfschütze. Bei diesen ausgezeichneten Eigenschaften des gefährlichen Gegners sind die Leistungen unserer jungen Angriffstruppen, die nicht aus den Bergen stammen, ganz besonders bemerkenswert. Fünf Tage und fünf Nächte lagen sie unter freiem Himmel in den verschneiten Gefechtsstellungen und lebten von dem Brot und den Konserven, die sie mitgenommen hatten. Erst am 23. Februar war die Lage vollkommen geklärt und die ganze Stellung, gegen die der Angriff angesetzt war, in deutschen Händen.

Eigentümlich hatte sich die Lage bei dem Dorfe Stoßweier entwickelt. Als der Gegner am 21., dem dritten Gefechtstage, den Ort noch nicht geräumt hatte, wurde beschlossen, ihn im Sturm zu nehmen. Bayerische Kavallerie, württembergische Landwehr und badischer Landsturm gingen im Tal gegen die schmale Ostfront des Dorfes vor, das sie im erbitterten Nahkampf von Haus zu Haus nahmen. Die Lage des siegreichen Detachements gestaltete sich indessen recht schwierig, da der hartnäckige Gegner das unmittelbar westlich angrenzende Dorf Kilbel und die südlich und nördlich ansteigenden Hänge behauptete und von dort die Verbindung nach Münster unter Feuer hielt. Da kam die Artillerie dem bedrängten Detachement zu Hilfe, indem sie den Alpenjägern das Verbleiben in Kilbel unmöglich machte und den Nachbartruppen das Vorgehen über die Stoßweier von beiden Seiten beherrschenden Höhen erleichterte. Kilbel wurde am

frühen Morgen des 23. besetzt und damit war der Zusammenhang der neu gewonnenen Linie vom Barren- und Klein-Kopf über Eichwald bis zum Reichsacker-Kopf und Sattel hergestellt. Das Ziel fünftägiger schwerer Kämpfe war erreicht, und wieder begann unter Leitung und Beistand der Pioniere die Arbeit mit Beilpicke und Spaten, die in den unübersichtlichen, Überraschungen begünstigenden Waldbergen ebenso wichtig wie im Felsboden schwierig ist. Was den Gräben an Tiefe fehlt, muß in der Höhe durch mühsam aufgetürmte, erdbedeckte Steinmauern gewonnen werden, und an manchen Stellen kann den fehlenden Laufgraben nur die geschickte Führung des Schützengrabens ersetzen. Mancher sorgsam ausgebaute Unterstand der Alpenjäger leistet gute Dienste, nachdem er an der neuen Front verstärkt und vor allem gründlich gereinigt worden ist.

Das Ergebnis der heißen Gefechtstage waren außer rund 800 gefallenen Franzosen 600 Gefangene und mehrere Maschinengewehre. Die Beute an sonstigem Material konnte in dem unübersichtlichen Gelände noch nicht abschließend festgestellt werden.

„In den Vogesen nahmen wir die feindliche Hauptstellung auf den Höhen östlich Sulzern in einer Breite von zwei Kilometern, sowie den Reichsackerkopf westlich Münster im Sturm. . . . In der Gegend südöstlich Sulzern nahmen wir Hohrodberg . . . wurden die Orte Horod und Stoßweier nach Kampf, der Sattel nördlich Mühlbach im Sturm genommen. . . .“ So lauteten die Mitteilungen der Obersten Heeresleitung über die Kämpfe bei Münster. Von denen, die sie lasen, ahnten wohl nur wenige etwas von dem stillen Heldentum unserer Jungen und Alten, die Grenzwacht in den Vogesen halten.

Feuertaufe und Verwundung.

Bethencourt, 30 km westlich Sedan am 1. September 1914.

Ich will Euch von unserm Vordringen in Feindesland erzählen, da ich jetzt Muße genug habe, wenn auch das Schreiben noch nicht recht gehen will.

Von Aachen aus überschritten wir die Grenze, und nun

machten sich auch gleich die Greuel des Krieges bemerkbar. Brennende Dörfer kennzeichneten unsern Siegeszug durch Belgien, wenn ich ihn so nennen kann. Denn die Belgier haben sich uns nie ernstlich entgegengestellt. Nur einmal hatten sie sich in stark verschanzten Schützengräben festgesetzt. Als aber unsere Artillerie zu donnern begann, da ergriffen sie das Hasenpanier und liefen ohne einen Schuß zu tun, davon. Nur ganz vereinzelte Tote und Verwundete kennzeichneten den Kampfplatz. Die Zivilbevölkerung Belgiens hat uns mehr zugesetzt, wenigstens der Bagage oder einzelnen Patrouillen. Aus den Häusern heraus wurde auf sie geschossen. Nun mußten aber auch die Übeltäter die Folgen tragen: bald stak der rote Hahn auf ihrem Dache.

Am 20. August rückten wir unter großem Jubel in Brüssel ein und wurden in einer Kavalleriekaserne in Quartier gebracht. Am andern Morgen ging es weiter, der belgisch-französischen Grenze zu, die auch in einigen Tagen erreicht wurde. Anstrengende Märsche hatten wir in der Zeit zu ertragen. Immer ging es bis in die Nacht hinein und früh um 2 oder 3 Uhr weiter. Nur ein einziger Ruhetag gab den ausgemergelten Soldaten neue Kräfte. Und trotzdem gingen alle mit frohem Mute vorwärts. Kurz vor der Grenze stellte sich uns ein vereinigtes Heer der Engländer und Franzosen entgegen. Es kam hier zum ersten Straßenkampf, der Ort heißt Quievrain. Wiederum gab es auf unserer Seite einige Tote und Verwundete. Der Feind aber ließ bedeutend mehr zurück. Es wurden auch eine Anzahl Gefangene gemacht. An Stelle eines neben mir gefallenen Feldwebels hatte ich einen Halbzug übernommen. Mit diesem machte ich noch nach dem Gefecht 5 Gefangene, die sich in den Schilfgräben versteckt hatten.

Am nächsten Tage wiederum Straßenkampf. Wie die Franzosen Widerstand leisteten, zeigt folgender kleine Vorfall: Eine Truppe von uns in Stärke von zehn Mann dringt in ein Gehöft ein. Als sie den Hof voller Franzosen sieht, stürzt sie mit Hurragebrüll auf diese los, und schon schmeißen die Feiglinge die Waffen weg und strecken die Arme hoch. Und das waren drei Offiziere und über zweihundert Mann!

Nun zum Schlusse möchte ich noch das erste sehr ernste Gefecht schildern, in welchem ich auch meine Wunden erhielt,

auf die ich stolz bin. Es war der 26. August. Früh um 5 Uhr waren wir mit leerem Magen und ohne Tornister aus dem Lager aufgebrochen. Sofort schwärmten wir in Schützenlinie aus, da wir den Feind, die Engländer, in unserer Nähe wußten. In Kompagnietruppe zogen wir durch die Stadt Solesmes, die vor uns lag, die aber vom Gegner am frühen Morgen, — nach Aussage der Einwohner zwischen zwei und vier Uhr, — verlassen worden war. Am andern Ende der Stadt setzten wir uns fest, um erst aufzuklären. So war es gegen 9 Uhr geworden. Es fing etwas an zu regnen. Plötzlich hörten wir auf unserer rechten Flanke den ersten Kanonenschuß, dann mehrere, und zuletzt war es ein einziges Donnern. Sofort wurden wir alle nach rechts geworfen. Nun begann das ernste Ringen. Hinter einem Dorfe schwärmten wir wieder aus und gingen vor. Da —sssst bumm — sssst bumm — die ersten feindlichen Schrapnells krachten über unsern Köpfen: Manches Bücklingmachen wurde bemerkt, und mancher sah sich um, ob die unheimlichen Dinger Schaden angerichtet hätten. Nein! Also wie es einem deutschen Soldaten eignet und gebührt: rastlos vorwärts! Eben gelange ich mit mehreren Kameraden in eine tiefe Lehmgrube, da schlägt in unserer unmittelbaren Nähe ein Schrapnell ein, — glücklicherweise ohne zu krepieren. Wie eine leere Bierpulle klatscht der Ausbläser kam acht bis zehn Meter vor uns auf die nasse Erde und rollt noch zwei bis drei Meter weiter. Danach gelangen wir in wenigen Minuten in ein Gehölz, am jenseitigen Waldrand angekommen, sehen wir in einer Entfernung von vier bis fünfhundert Metern das große Dorf Bethencourt vor uns, das vom Feinde besetzt war. Ein anderes Regiment war bereits vor uns stürmend ins Dorf unter großen Verlusten eingedrungen. Der Oberst und viele Offiziere waren gefallen. Wir gingen am linken Dorfrande vor, immer unter furchtbarem Geschützfeuer. Die Feinde hatten gut Schießen: ein englischer Flieger schwebte gerade über uns und flog mit uns. So merkte die englische Artillerie unsre Stellung und Entfernung. Plötzlich ging es nicht mehr. Der Zug, in dem ich mich befand, geführt von dem Leutnant Messerschmidt, welcher später auch fiel, warf sich hinter einer Anhöhe nieder. Nun zischten und krepierten die Geschosse dicht über uns; sie konnten uns aber nicht

gut fassen, da wir zu dicht vor der Artillerie der Feinde lagen. So verharrten wir in unheimlichem Feuer etwa dreiviertel Stunden lang, ohne einen Schuß tun zu können. Schließlich wurde es uns zu teuflisch, und wir sprangen gruppenweise nach rechts schräg-rückwärts zurück hinter eine lange Dornenhecke, leider zu unserm Schaden; denn jetzt konnten wir vom Gegner besser gefaßt werden. Zweimal krepierte ein Geschoß gerade über uns. Wie durch ein Wunder entging ich einem verhängnisvollen Schicksal. Wiederum ging es gruppenweise im Sprunge nach rechts ins Dorf hinein. Mehrere Tote und Verwundete ließen wir zurück. — Die Dorfstraße war besät mit Trümmern der zerschmetterten Häuser. Mehrere Granaten hatten die Kirche in Schutt gelegt. Von meiner Kompagnie war ich jetzt abgekommen. Mit mehreren Freunden schloß ich mich dem ersten Bataillon an, das den Kirchhof und dessen Umgebung besetzt hielt. Bald aber wurde es mir dort zu langweilig, wenn ich überhaupt im Gefecht diesen Ausdruck gebrauchen kann. So suchte ich im Dorf meine Kompagnie wieder auf und fand auch einen Teil wieder, einen Zug. Gesammelt schlossen wir uns der 11. Kompagnie an und stellten uns zur Verfügung.

Es ist vier Uhr nachmittags. Unsre Artillerie hat schon tüchtig Feuer gespieen und die feindliche zum Schweigen gebracht. Nun richtet sie ihr Augenmerk auf die englische Infanterie. Ein Teil des Dorfes, welcher noch von ihr besetzt gehalten wird, wird von unsern unvergleichlichen schweren Feldhaubitzen wegrasiert. Wie das einem deutschen Infanterie-Herzen wohl tut! Plötzlich heißt es für uns „Kehrt marsch!" Unser Regimentsführer, der sich ins heftigste Feuer mit vorwagt, ruft uns zu: „Die Engländer gehen zurück; jetzt müßt Ihr dran!" Es geht nach dem westlichen Dorfausgang. Hinter einem langen Hohlweg entwickeln wir uns. Heulen, Zischen und Pfeifen hinter, über und um uns! Manches zaghafte Gesicht, die große Mehrzahl aber glüht. Noch einige Kommandos der Zugführer, — dann heißt es: „Sprung auf, marsch marsch!" Und wie die Windsbraut geht's vorwärts durch den furchtbar prasselnden Kugelregen der feindlichen Infanterie, die in tiefen Schützengräben versteckt, für uns unsichtbar bleibt. Die Zaghaften werden mit fortgerissen; was fällt,

das fällt! Nur kein Halten, — kein Halten! Meine Lieben, dieses Vorgehen hättet Ihr sehen sollen! Euer Herz hätte aufgejauchzt bei diesem Anblick! Aber auch mancher bleiche Mund küßt den grünen Rasen. Nur weiter — weiter! Da heißt es: „Hinlegen!" Die Nase tief in die Erde gesteckt, liegen wir am Rande eines Rübenfeldes. Pitsch, patsch klatschen die Kugeln neben uns. Es ist ein halb fünf Uhr. Da erhalte ich plötzlich einen Ruck in meiner rechten Hand und im rechten Oberarm. Als ich hinblicke, blutet mein rechter Daumen stark, er ist drei Zentimeter lang bis auf den Knochen aufgerissen. Warmes Blut rieselt auch an meinem Arm herab. Mein Gewehr hat eine lange Schmarre. Die Kugel war also am Gewehr abgeprallt, hatte den Daumen aufgerissen und war dann in den Oberarm gesaust, wo sie jetzt noch in gemütlicher Ruhe verharrt. Nun lag ich noch zwei Stunden im Kugelregen. Diese zwei Stunden vergesse ich nie, so alt ich auch werden mag. Damit mein Schädel vor den Kugeln sicher war, baute ich mit meiner linken Hand einen Erdhaufen auf, soviel ich nur irgend herscharren konnte. Sobald von uns Verstärkung vorging, dasselbe mörderische Feuer; da — ein Retter in der Not! — stimmte unsere schwere Artillerie ein Gebrumm an, das mir in meiner Lage ein Engelgesang war. Unsere Maschinengewehre spuckten und pfefferten dazwischen, und bald nahm das feindliche Feuer ab. Dann, gegen ein halb sieben Uhr benutzte ich einen günstigen Augenblick und schleppte mich ins Dorf, wo ich am Verbandsplatz verbunden wurde.

Noch immer grollten die Kanonen, bis endlich gegen neun Uhr Ruhe eintrat. Die Engländer waren aus ihren festen Stellungen verjagt worden. Die Verluste sind noch nicht zu überschauen. In Bethencourt liegen allein an fünfhundert Verwundete, Deutsche und Engländer. So viel steht aber fest, daß die Engländer bedeutend mehr gelitten haben. Sie haben viel mehr Tote, und ihre Verwundeten sind übel zugerichtet. Das hat unsre brave Artillerie getan! Nun liege ich schon sechs Tage hier in Bethencourt im Feldlazarett. Alle Tage hörten wir den Kanonendonner, immer schwächer wurde er. Die Unsrigen drangen also siegreich vor. Nach Aussagen von durchreitenden Offizieren sollen sie nur noch siebzig Kilometer von Paris entfernt sein.

So, das ist meine Geschichte. Meine Verletzung ist nicht so schwer, und bald werde ich wieder mit vorn in erster Reihe stehen, — hoffentlich.

* * *

Ülzen am 16. September 1914, Reservelazarett.

Ich möchte Euch heut die Fortsetzung meiner Erlebnisse erzählen, damit Ihr ein zusammenhängendes Bild von meiner Geschichte habt. Ich hatte Euch zuletzt erzählt, wie ich verwundet wurde, und wie ich noch zwei Stunden am Rübenacker lag. Kurz nach meiner Verwundung fing rechts von mir ein Mann an zu schreien, er sei in den Kopf getroffen worden, es möchte ihn jemand verbinden. Als dann die Schützen vorgehen, sieht er mich liegen und redet mich an: „Kamerad, auch verwundet? Wer sind Sie?" — „Unteroffizier K. von der 9. Kompagnie." — „Ich bin von der 11. Kompagnie. Wo sind Sie verwundet?" — „Rechter Daumen und rechter Oberarm." — „Ich bin in den Kopf getroffen. Ach, das viele Blut!" — Ich suche, ihn zu trösten: „Kamerad, wenn Sie noch bei Besinnung sind, dann ist der Schuß nicht so schlimm, das wird alles wieder gut." — „Wollen wir nicht lieber zurückrennen?" fragt er mich, „hier kann uns doch noch eine Kugel treffen." — „Nein, das geht jetzt nicht in dem Kugelregen. Machen Sie es so wie ich; bauen Sie einen Haufen Erde vor Ihren Kopf, das schützt!" — Das tut er denn auch. Nach einiger Zeit ruft er: „Kamerad, sind Sie noch da? Wie geht es Ihnen denn? Sind Sie verbunden?" Aus seiner Fragerei und aus dem ruhigen Ton merke ich, daß er sich allmählich beruhigt hat. „Nein, ich bin noch nicht verbunden," antworte ich, „ich kann mein Verbandspäckchen nicht langen. Meine Wunden bluten auch nicht so stark." Nach einer Weile meldet er sich wieder: „Ob die Engländer zurückgegangen sind? Können Sie es sehen?" Ich versuche, mich aufzurichten. Pfüüih — pfeift es neben mir, und ich bohre mein teures Haupt blitzschnell wieder in meinen schützenden Erdhaufen. Als dann unsere Artillerie und die Maschinengewehre in unsrer rechten Flanke sich festgesetzt hatten und den Engelsgesang anstimmten,

da wurde nicht nur mein verwundeter Kamerad froh, sondern auch ich jauchzte im Stillen auf, denn mit einem Male nahm das feindliche Gewehrfeuer langsam, aber beständig ab, da unsre Geschütze Schuß für Schuß in die feindlichen Stellungen funkte. Als sich nach einiger Zeit nur noch ziemlich schwaches Kugelpfeifen vernehmen ließ, höre ich meinen Kameraden: „Wollen wir jetzt zurück?" — „Na, wir wollen's versuchen! Nehmen Sie Ihr Gewehr mit!" — Und wir laufen zurück. Plötzlich geht mein Kamerad immer langsamer und sagt: „Ich kann nicht mehr." Ich lasse ihn seinen rechten Arm um meinen Hals legen und umfasse ihn selbst mit meiner Linken, das Gewehr in der zerschossenen Rechten tragend. Wohl pfeifen noch ein paar Kugeln an uns vorbei, aber wir gelangen glücklich wieder in dem Hohlweg, unserm Ausgangspunkt, an. Hier kommt auch schon gebückt ein Sanitätssoldat an und verbindet meine Daumenwunde. Dann reicht er uns beiden jedem einen Schluck Rotwein. Jetzt überkommt mich das Gefühl: „Gott sei Dank!" In dem Hohlwege entlang geht es nun dem Dorfe zu (Bethencourt). An der Straßenkreuzung hält ein Krankenwagen und wir klettern hinauf. Nun kann ich auch meinen Kameraden etwas näher betrachten. Die Wunde scheint bei ihm auch nicht so gefährlich zu sein. Nur die gewaltige Angst, einen Kopfschuß zu haben, ließ ihn so aufschreien. Er sieht noch ganz verstört aus, seine Augen sind weit aufgerissen. An der zertrümmerten Kirche werden wir vorbeigebracht durch enge Straßen nach dem entgegengesetzten Ende des Dorfes. In den Hof des letzten Hauses lenkt der Wagen; wir sind an der Verbandsstelle. Hier sind bereits die Ärzte bei ihrem blutigen Geschäft. Eben liegt ein Schwerverwundeter mit Bauchschuß vor ihnen. Dann komme ich an die Reihe. Bei mir geht es schnell, und mir wird das neben dem Verbandraum liegende Zimmer als Lagerstätte zugewiesen. Der Raum ist ganz voll, nur noch zwei oder drei Lagerstätten, natürlich auf Stroh, sind noch offen. Von den Anstrengungen ermattet, sinke ich hin aufs Stroh, und bald umfängt mich ein langer, tiefer Schlaf, bis ich endlich gegen 7 Uhr morgens durch das Gestöhn der Schwerverwundeten geweckt werde.

Die Ärzte hatten noch bis drei Uhr morgens zu tun

gehabt, und am Morgen waren sie dann nach dem Feldlazarett gegangen, das in der Mitte des Dorfes in einem großen Hause errichtet worden war. Wir waren uns jetzt selber überlassen. Es lagen zehn Mann in dem Raume. Ich war der einzige, der gehen konnte. Ich richtete mich auf und ging in die Scheune hinaus. Dort auch alles voll, ebenso in einem Nebenraum. Nach längerem Umschauen merkte ich, daß ich der einzige noch halb dienstfähige Unteroffizier war und proklamierte mich zum Verbandsplatzältesten. „Von welcher Kompagnie sind Sie, Herr Unteroffizier?" fragt mich ein Regimentskamerad. „Von der neunten." — „Ein Leutnant von Ihnen liegt hier nebenan tot. Er wurde gestern abend schwer verwundet hierher gebracht, ist aber gleich gestorben. Er hatte ein paar Kopfschüsse." Ich eilte in den bezeichneten Raum, der wohl vordem Pferdestall gewesen sein mochte. Der Boden war mit Stroh bedeckt. Ganz hinten in der Ecke lag er, der Tote, mit einer Leinendecke zugedeckt, und schlummert den ewigen Schlaf. Ich hebe vorsichtig die Decke auf und erkenne aus dem bleichen, ganz mit Binden umwundenen Gesicht die Züge des Leutnants Messerschmidt, der am gestrigen Tage eine Zeitlang mein Zugführer war, ein sehr beliebter Offizier. Helm und Degen ruhen auf seiner Brust. Langsam lasse ich die weiße Decke wieder sinken, jage die Henne, die neben dem Toten im Stroh wühlt, hinaus und verlasse still den Raum.

Der Tag versprach, schön zu werden. Fern, nach Südwesten zu, dröhnt dumpfer Kanonendonner. Allmählich höre ich schon hier und da einen der Verwundeten rufen: „Aber ich habe Hunger; hoffentlich gibt's bald Kaffee vom Feldlazarett." Als aber noch eine Stunde vergeht und wir immer noch nicht in der angenehmen Lage sind, die braune belebende Flüssigkeit einnehmen zu können, gehe ich hinein zu dem Besitzer des Hauses und mache ihm mit meinen geringen französischen Kenntnissen verständlich, daß die 35 durstigen Seelen Kaffee haben möchten. Um meinen Worten den nötigen Nachdruck zu verschaffen, hatte ich ein Gewehr mitgenommen. Ängstlich verspricht mir der Alte, für Kaffee zu sorgen, und in einer Viertelstunde können sich meine Leute an einem Schälchen „Heeßen" erfreuen. Manche langen dazu etwas trockenes Brot hervor, und es schmeckt „wie

der Deiwel". Verschiedene Kameraden, die etwas humpeln können, gehen ins Dorf, auf meinen Rat mit Gewehr. Es dauert nicht lange, da kommen sie wieder. Der eine hat zwanzig bis dreißig Eier in den Taschen, der andere trägt drei bis vier Pullen Rotwein. Freudevoll ziehe ich mit meinen Kameraden zu unserer Hauswirtin und mache ihr, so gut es geht, verständlich, daß sie uns ein Rührei machen soll. Und mit lebhafter Freundlichkeit, — vermutlich, weil wir ihre Hühner nicht belästigt haben, — sagt sie zu. Zu Mittag holten wir zwei Eimer Suppe aus dem Feldlazarett, und dann wurde gespeist. Die Schwerverwundeten wurden am andern Tage ins Feldlazarett gebracht. Leutnant Messerschmidt wurde beerdigt. Wir andern blieben da liegen bis Sonnabend, den 29. August. Während der Nacht habe ich stets einen Mann Wache gestellt, erstens der Verwundeten wegen, die oft nach Wasser verlangten, — zweitens wegen der Sicherheit. Ich übernahm die Wache jedesmal bis zwölf Uhr und ließ dann stündlich durch einen Mann ablösen. Dabei ist aber nichts Besonderes vorgefallen.

Vogesenkampf.

Es war am 9. September, — ich weiß es noch wie heute. Wir lagen auf einem der höchsten Berge der Vogesen. Tagelang hatten wir gekämpft und Verluste gehabt, dennoch war an einen Sturmangriff nicht zu denken, wir waren viel zu schwach an Leuten. Schon oft wollten wir vorstürmen; denn wenn man so einen und den andern Kameraden fallen sieht, packt einen die Wut, daß man meist die eigene Sicherheit vergißt. Doch was war zu machen, wir mußten ausharren. Endlich, als wir schon drei Stunden im Gefecht lagen, wurde ich mit einer Meldung nach einer kleinen Ortschaft gesandt, welche ungefähr ein und eine halbe Stunde hinter unsrer Stellung lag. Ich machte mich auf den Weg. Drei Viertelstunden lang kugelte oder kletterte ich bergab, bis ich auf eine noch gut erhaltene Landstraße kam. Ich wußte, daß ich auf dieser Straße eine halbe Stunde lang marschieren mußte, um die kleine Ortschaft zu erreichen, in welcher das Oberkommando lag. Ich schritt wacker aus, unbesorgt, mir

konnte ja nichts geschehen; denn ich war ja hinter unsrer Front. Nach ungefähr 10 Minuten aber wurde ich eines andern belehrt. Kaum 20 Meter hinter mir, an einer Wegebiegung gab es einen mordsmäßigen Krach, so daß ich vor Schreck fast stolperte. Ich sehe rückwärts: wieder ging es „krach", und jedesmal kam eine weiße und schwarze Wolke aus der Erde. Ich lief, — ich rannte, — und die Granaten platzten rechts und links von mir. „Die Angst beflügelt den eilenden Fuß!" Aber was ich auch rannte, ich kam doch mit meiner ganzen Rüstung nur langsam voran. Immer dichter kamen die lieben Tierchen und heulten mir ganz schrecklich die Ohren voll; auch Schrapnells waren der Abwechslung halber beigemischt. Wie gesagt, ich konnte weder vor, noch zurück. In meiner Verzweiflung sprang ich kopfüber in den Straßengraben, der sich an einer Seite hinzog. Neue Enttäuschung! Er war über kniehoch voller Schlamm, und da ich platt mit der ganzen Länge meines Körpers hineinflog, versank ich buchstäblich bis über die Ohren im Morast. Ich schob mich natürlich mit aller Geduld wieder an die Oberfläche und bemerkte zur selben Zeit, daß ich nicht mehr so zärtlich umheult wurde. Mein Aussehen war märchenhaft. Ich glaube, ich glich etwas einem wandelnden Erdhaufen. In dieser Verfassung watete ich, meines Befehles eingedenk, im Schlammgraben munter vorwärts. Der Eisenregen hatte aufgehört. Aber die Landstraße durfte ich nicht betreten; denn die feindliche Artillerie hatte mich dort bemerkt, hatte wohl auch geahnt, daß ich Meldereiter zu Fuß sei, — und die französische Artillerie verschießt hunderte von Franken an Munition, um einen einzigen Mann mit einer Meldung zu vernichten. (Der Artillerie ist es möglich, mit Scherenfernrohren auf sehr weite Entfernungen und auch über die Berge zu sehen.) Durch meinen Sprung in den Graben war ich ihrer Beobachtung entrückt; sie mochten wohl glauben, mich vernichtet zu haben. Ich erreichte die Ortschaft und meldete mich beim Oberkommando: allgemeines Gelächter! Als ich jedoch meine Meldung getan und meine Erlebnisse geschildert hatte, wurden die Gesichter ernster. Auch ich erschrak, als mir auf meine Meldung, welche die Bitte um Unterstützung enthielt, die Antwort zuteil wurde, daß keine Leute mehr zur Verfügung seien. Mit diesem ent-

mutigenden Bescheid trat ich in meinem schützenden Schlammgraben den Rückweg an. Als ich bei meinem Vorgesetzten meinen Auftrag erledigte, dachte ich, er werde niedergeschlagen sein; ich hatte mich aber getäuscht. Er sagte nur: „Schon gut; hauen wir allein los, — es wird schon gehen!“ — und wir, wir waren alle der gleichen Meinung.

Zunächst aber hatten wir Gelegenheit, die vornehmste Tugend des Infanteristen von heut zu üben: die Geduld. Stundenlang lagen wir auf dem Bauch und warteten, bis die Dunkelheit hereinbrach. Dann, so gegen 6 Uhr abends zogen wir uns zurück. Das ist ein wunderbares Vergnügen, auf allen Vieren, Füße voran, Kopf hintennach, im Dunkeln bergab zu rutschen. Jetzt stößt man an einen Baum, dann kommt man in unliebsame Berührung mit einem spitzen Stein. Auch die Garderobe wird bei solchen Unternehmungen nicht schöner. Erst als wir außer Hör- und Sehweite des Feindes waren, durften wir uns erheben. Wir zogen uns in einen Hohlweg zurück, der am Fuß des Berges lag und naß war wie eine Badewanne, ohne doch so sauber zu sein. Die ungenießbare Marmelade an solchen Orten kann den Menschen zur Verzweiflung bringen. Der Fuß versinkt fast bis an den obern Rand des Stiefelschaftes, und man kann Gott danken, wenn man am Ende der Partie die Stiefel überhaupt noch an den Beinen hat. Na, ich kam gesund und in voller Rüstung aus diesem Gange hervor; wie es meinen Kameraden im einzelnen ergangen war, konnte ich nicht beobachten, es war zu finster, um etwas zu sehen. Nur an manchem, nicht gerade schönen Kosewort, das aber sicher aus tiefstem Herzen kam, erkannte ich, daß mancher mit sich oder mit seinem Nachbar nicht ganz zufrieden war. Genug, wir kamen doch hindurch, besetzten einen Waldrand und eine Wiese davor, die bis an die nächste Erhebung reichte, und legten uns zur Ruhe. Der Gegensatz zwischen unserm Rastplatz und dem warmen Bett bei Muttern war beträchtlich. Feiner Sprühregen ging nieder, Zelte durften aber nicht aufgeschlagen werden; denn wir waren ja immer noch im Gefecht. So legten wir uns denn, nachdem die Posten ausgestellt worden waren, auf die sumpfige Wiese und schliefen, Gewehr im Arm, wie Herrgott in Frankreich.

Um 2 Uhr früh ging's wieder los. Nachdem wir uns

zusammengefunden hatten, fingen wir wieder an, den Berg zu „beklettern". Das hatten wir an diesem Berg nun schon oft genug geübt, und heut wollten wir mal Schluß machen; denn immer auf ein und denselben Berg zu kraxeln, wird mit der Zeit sehr langweilig, — und wir wollten doch auch weiter kommen. Der Aufstieg nahm immer so ein und eine halbe bis zwei Stunden in Anspruch, wobei das Gewehr als Bergstock diente. Nach mehrmaliger Rast waren wir oben, und wir konnten sofort bemerken, daß unsere Alpenjäger, denn das waren unsere Feinde, — auch bereits ausgeschlafen hatten. Trotzdem wir fast lautlos vorgedrungen waren, hatte man uns bemerkt, und sofort begrüßte uns das wohlbekannte Gepfeife und Gesumme der Geschosse. Die Sache wurde nun wieder gefährlich; dennoch mußten wir alle lachen, als ein Kamerad meinte: „Jessas, die san a noch da! Dös hätt ich fei nit glaabt, daß die Malefizkerls so an Ausdauer ham! Die alte Stelle war wieder erreicht. Dort legten wir Tornister und Helme ab und schoben beides, — den Helm oben drauf, — so weit vor, daß der Gegner die Spitzen unsrer Helme eben sehen konnte. Nun zogen wir uns zurück, ohne daß es der Feind merkte: die Helme führten ihn irre. Etwas tiefer im Walde sammelten wir uns. Da wurde eine Umgehung der beiden Flügel des feindlichen Schützengrabens verabredet. Zwei Kompagnieen gingen rechts, die beiden andern links um den Berg; eine Gruppe von Schützen aber ward zwischen den Tornistern verteilt, daß sie den Feind durch ihr Feuern beunruhigen sollten. Sobald der Hornist zum Sturm blasen würde, sollte die Mittelgruppe aufhören, zu schießen, dann sollten von rechts und links die Kompagnien in die Flanke des Feindes vorbrechen. Und das gelang alles viel besser, als wir erwarteten. Die bekannten Messer, deren fast jeder bayrische Soldat eins bei sich trägt, taten ihre Schuldigkeit; denn mit einer andern Waffe konnte überhaupt nicht gearbeitet werden, da das Gedränge zu groß war. Noch größer aber war bei den Franzmännern die Verblüffung. Nur wenigen gelang es, durchzubrechen. Die meisten hoben die Hände und ergaben sich uns als Gefangene.

Bei diesem Angriff hatten wir auch nicht aus vollen Kehlen das Hurra gebrüllt wie wir es beim

Sturmangriff lieben; denn wir wollten die ganze Sache ohne Orgelbegleitung vor sich gehen lassen und hatten auch alle Ursache dazu, weil wir nicht wußten, was alles im Walde steckte.

Auf Vorposten vor Verdun.

Von Otto Großer.

Einer Anregung folgend, will ich, da wir seit gestern von unserer Vorpostenstellung abgelöst sind und uns einiger Ruhe in Reserve erfreuen, versuchen, hierdurch eine Schilderung meiner Erlebnisse der letzten vier Tage zu geben:

Vergangenen Sonnabend erhielt unsere 5. Kompagnie den Befehl, Sonntag vormittag die bisherige Vorpostenkompagnie abzulösen und deren Stellung einstweilen einzunehmen. Da die Vorpostenkompagnien wegen der Nähe des Feindes bisher mehr oder weniger von letzterem belästigt wurden, konnten auch wir uns auf einige unruhige Tage gefaßt machen, doch kann ich nicht behaupten, daß die Aussicht, mit den Herren Rothosen wieder einmal in etwas engere Fühlung zu kommen, unsere Stimmung auch nur im geringsten beeinträchtigt hätte. So setzte sich denn unsere Kompagnie zur bestimmten Stunde in Marsch, und die Ablösung der bisherigen Vorposten ging geräuschlos und pünktlich vor sich, ohne daß ein Schuß von der feindlichen Seite fiel. Der Zufall fügte es, daß ich die Feldwache erhielt, welche bis zur Stunde unser Kollege Leutnant Werner innehatte. Er hatte es sich in einem in Brand geschossenen Gehöft, um welches noch vor wenigen Tagen seitens der Vorposten ein heftiger Kampf mit den Franzosen geführt wurde, und das sie schließlich räumen mußten, mit seiner Feldwache bequem gemacht, und ich freute mich, bei schlechtem Wetter in dem vom Feuer verschont gebliebenen Gebäudeteil Schutz zu finden. Werner machte mich mit den Örtlichkeiten vertraut, übergab mir die vorhandenen Utensilien, darunter eine Kanone neuesten Modells, bestehend aus einem Dränage-Rohr, welches auf das Radgestell eines demolierten kleinen Karrens gebunden war, und dessen Protze eine französische Trommel darstellte,

auf die beim Kommando „Feuer" ein Mann mit dem Knüppel schlug, auf diese Weise den Kanonenschuß markierend — ebenso sinnreich wie gefahrlos und trotzdem vielleicht geeignet, die Franzosen zu verscheuchen. Auf diese Weise wurde mir die Feldwache übergeben, und mit dem Wunsche einer guten Wache verließ mich mein Vorgänger, nachdem er mir noch bei Aufstellung der verschiedenen Posten behilflich war. Lange sollte ich mich indessen der schönen Stellung nicht erfreuen, denn bald darauf erschien unser Major mit dem Kompagnieführer und teilte mir mit, daß ich mit meiner Feldwache etwas vorgeschoben würde, und zwar in einen Talgrund, der sich bis an die Maas hinzog. Das war ein schlechter Tausch gegen die bisherige Stellung, denn nur ein dichtes Dorn- und Haselnußgebüsch sowie einige hohe Rüstern boten Schutz gegen Sicht und Witterung. Der Major meinte selbst, ein miserabler Platz, doch der Divisionär hat ihn selbst ausgesucht, und dagegen war nichts zu machen. „Also richtet euch ein, so gut es geht, und haltet die Ohren steif." Nun, wenn wir gut Wetter behielten, war die Sache nicht so schlimm; mit Beilen und Seitengewehren wurde alsbald in dem Gebüsch ein Lagerplatz ausgehauen, Zelte aufgebaut, Patrouillen und Posten eingeteilt, und dann kam die dringendste, nämlich die Magenfrage. Vor uns auf einem Höhenrücken lag ein von den Bewohnern verlassenes Dorf, in welchem ich bei einem Patrouillengange vor wenigen Tagen außer schönen Pflaumen und Walnüssen auch noch verlassene Schweine bemerkt hatte. Eine Requisitionspatrouille machte sich also schleunigst auf den Weg und brachte tatsächlich in der Abendstunde außer Obst auch ein schönes Schwein an, das alsbald unter den Händen eines Schlächters, der sich unter der Mannschaft befand, sein Dasein beschloß und uns noch am späten Abend schönes Wellfleisch lieferte. Wir waren alle in bester Stimmung, da doch die Aussicht, für die nächsten Tage mit Fleisch und dem so sehr geschätzten Schmalz versehen zu sein, jeden von uns mit Behagen erfüllte. Die Nacht war mondhell und kalt; so daß ich mich nicht lange unter den Zelten aufhielt, sondern es vorzug, selbst die Posten aufzustellen und bei dem vorgeschobenen Doppelposten das Gelände durch das gute Zeiß-Glas zu beobachten. Es hat einen eigenen Reiz,

in der Nacht bei den Posten zu stehen, hin und wieder das Aufleuchten der Scheinwerfer aus der Festung zu beobachten und zu wissen, daß drüben auf dem anderen Hügel, etwa 1800 Meter vor der eigenen Stellung, hinter Büschen verborgen, der Feind darauf lauert, unsre Patrouillen abzuknallen.

Da, kurz vor Tagesanbruch ein Dröhnen in unserem Rücken, fauchend zieht etwas hoch über unseren Köpfen dahin, Richtung Verdun, und bald darauf verkündet ein ferner Donnerschlag, daß das Geschoß sein Ziel erreicht und die Franzosen aus dem Schlaf geweckt hat. Die Haubitzbatterien sprechen ihr Morgengebet, wie es der Divisionär zu nennen pflegt. Aber auch auf der anderen Seite wird es nun lebendig, und ein mit unheimlicher Schnelligkeit sich näherndes Zischen, dem ein dumpfer Knall unmittelbar vorausgegangen war, verrät die Ankunft eines französischen Knallbonbons, dessen Füllung aber nicht mit der gewollten Wirkung in Erscheinung tritt. Wir haben uns mit der Zeit an diese alltäglichen Artillerie-Begrüßungen gewöhnt und lassen uns durch diese Schießerei weder beim Kaffeekochen, noch beim Ausheben der Schützengräben stören. Da meine Mannschaften in dem bereits erwähnten Dorfe auch Bienenstöcke gesehen haben, wird alsbald eine Patrouille von vier Mann auf den Weg geschickt, um Honig zu holen, der als Zuckerersatz bei der Truppe riesig geschätzt wird. Einige Mannschaften der Fußartillerie, die einen Beobachtungsposten in dem Dorfe unter Führung eines Unteroffiziers einrichten sollen, schließen sich meiner Patrouille an, und ich kann auch mit Hilfe des Glases deutlich den Einzug der Gesellschaft in das Dorf beobachten. Bald darauf bemerke ich auch, wie der Artillerie-Unteroffizier mit einer Flagge den in guter Deckung stehenden Telephonstationen der Artillerie Zeichen gibt, und wenige Minuten später zischen unsere Granaten in die am Tage vorher erkundeten feindlichen Artilleriestellungen. Wenn das bloß gut geht, dachte ich mir, denn den Winker werden doch die Franzosen auch bald bemerken, und richtig, nicht fünf Minuten dauert es, da fliegen auch schon die ersten Schrapnells aus den in der Nähe des Dorfes aufgestellten Feldgeschützen dem unvorsichtigen Winker um die Ohren; aber auch meine Honigmannschaft muß man bemerkt haben, denn

ein reiner Hexensabbat geht da oben los; unausgesetzt kracht es über den Gärten der Dorfstraße, und ich sehe, wie sowohl der Artillerist als auch meine Leute, hinter Bäumen Deckung suchend, das Dorf verlassen, fortgesetzt von Schrapnellfeuer verfolgt, das schließlich bis an meine Feldwache herankam, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Die Leute stellten sich auch vollzählig wieder ein, jeder mit einem Eimer oder Kochgeschirr voll Honig, den sie um keinen Preis im Stich gelassen hätten, obgleich ihnen die blauen Bohnen dicht genug über die Köpfe prasselten.

„Ja, Herr Feldwebel," sagte einer, „heute ham mir die Franzosen bei der Arbeit geholfen; ich konnte einen Stock nicht aufkriechen, da plauzte auf einmal was rein, und wie ich mich von mein' Schreck etwas erhole, da liegt das ganze Ding aufgerissen vor mir, und ich brauchte bloß die Waben in Eimer zu stoppen, was sagen Sie nu?" Na, ich sagte nur, da haben Sie Schwein gehabt, und war im übrigen froh, daß ich meine Leute wiederhatte. Immerhin müssen die Franzosen durch die fortgesetzten Besuche unserer Soldaten in dem Dorfe auf unsere Ecke aufmerksam geworden sein und auch die Schanzarbeiten der Vorposten-Kompagnie, die im Rücken der Feldwache Schützengräben aushob, beobachtet haben. Die Kompagnie lag hinter einem schmalen Waldstreifen auf einem Berge, von dem man einen großartigen Blick über die Maas nach den nördlichen Forts von Verdun genoß. Es war somit leicht erklärlich, daß die Franzosen mit ihren Ferngläsern von den Forts das Arbeiten an den vor dem Walde anzulegenden Gräben beobachteten, denn vom Mittage des zweiten Tages an begann ein systematisches Befeuern unserer Vorposten-Aufstellung aus schweren Geschützen. Als der erste Schuß fiel, merkte man schon am Donner des Geschützes, daß das Rohr die Richtung auf uns hatte, und richtig ein rasch anschwellendes Sausen in der Luft belehrte uns darüber, daß uns eine Überraschung zugedacht war. Also rasch in Deckung! Dicke Bäume gab es in der Nähe, wie ich bereits oben erwähnte, und wir hatten gerade noch Zeit, in raschem Sprung uns nach Möglichkeit vor Sprengstücken zu sichern: gegen Volltreffer bietet selbst ein sehr starker Baum keinen Schutz — als auch schon 20 Meter links von uns das schwere Geschoß einschlug und mit be-

stäubendem Getöse krepierte, ein Loch reißend, daß man ein Pferd darin begraben kann. Sprengstücke und Steine prasselten durch die Baumäste. Dem ersten Schuß folgte rasch ein zweiter, der in derselben Richtung aber weiter hinter uns einschlug. Dann kam das Feuer einer ganzen Batterie, so daß man glaubte, die Hölle wäre losgelassen. Am schlimmsten war der Unteroffizierposten dran, den ich am Ende einer von dem früher erwähnten Gehöft ausgehenden Allee aufgestellt hatte. Die armen Kerls waren derartig im Feuer, daß ich fürchtete, keinen Mann mehr lebend von diesem Posten vorzufinden. Geschwitzt haben sie tüchtig, wie sie mir später sagten; denn die Geschosse waren nach den Einschußstellen in ekliger Nähe niedergefallen. Sie haben aber tapfer ausgehalten, und es gab nicht einmal einen Verwundeten. Ebenso war es bei den Schützengräben auf der Höhe. Hier hat ein Kamerad, der die Arbeiten beaufsichtigte, gerade die neueste „Liegnitzer Zeitung" studiert, als er den ersten Brummer ankommen hörte. Er konnte gerade noch in den Graben springen und sich glatt hinwerfen, als die Granate dort, wo er eben noch gesessen, einschlug und einen Teil des Schützengrabens eindrückte, so daß er sich aus den Erdmassen, die ihn teilweise bedeckten, erst herausbuddeln mußte. Unter diesen Umständen war an ein Weiterarbeiten an den Gruben bei Tage nicht zu denken, denn Granate auf Granate schlug in die Stellung, so daß der Erdboden in nächster Nähe der Gruben wie umgepfügt aussah. Eine einzige fiel direkt in einen Laufgraben und nahm uns auf diese Weise wieder etwas Arbeit ab, denn der Erdboden war gerade an dieser Stelle ziemlich steinig, so daß man auch mit der Kreuzhacke nur langsam vorwärts kam; die Granate machte ganze Arbeit, die Leute brauchten nachher nur mit dem Spaten etwas nachzuhelfen. Als die Franzosen das Einstellen der Arbeit in den Gräben merkten, nahmen sie den Wald unter furchtbares Feuer, weil sie uns darin vermuteten; wir lagen aber dahinter. Es war ein tolles Getöse, wenn die Geschosse einschlugen, und dicke Bäume wie Streichhölzer knickten. Eine Abteilung arbeitete an bombensicheren Unterständen im Walde und konnte sich auch gerade noch in Sicherheit bringen. Nur eine Feldwache am Rande des Waldes mußte standhalten und war genötigt, bei vielen Schüssen durch kurze

Sprünge den Geschossen auszuweichen. Bei einzelnen Schüssen ist dies nach dem Gehör oft möglich, während beim gleichzeitigen Feuern einer ganzen Batterie die Situation etwas ungemütlicher wird. Bei Sonnenuntergang schlief das Feuer ein, und es konnten die Arbeiten bei Mondschein wieder aufgenommen werden. Am anderen Morgen wieder die gleiche Beschießung des Waldes, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß das Feuer noch 50 Meter weiter bis an den Kompagnielager kommen würde. Einige Offiziere, darunter auch Kollege Werner, kamen vom Bataillon, um sich nach dem Schicksal der Vorposten-Kompagnie zu erkundigen, als gerade wieder das tolle Schießen anhub. Ich war von meiner Feldwache durch einen Kameraden abgelöst worden und konnte noch an dem aus Anlaß des Besuches schnell bereiteten Kaffee teilnehmen, der uns trotz aller Granaten gut schmeckte; wir wollten nun einmal nicht daran glauben, daß die Franzosen so taktlos sein würden, uns bei dieser schönen Beschäftigung zu stören. Nur unser Kompagnieführer wurde manchmal, wenn das Getöse im nahen Walde gar zu arg wurde, um seine Feldwache etwas besorgt, nicht zuletzt wohl um uns selbst; denn in der Hütte hörte man das Ankommen der Geschosse nicht so gut, und ein Schuß in unmittelbarer Nähe unserer Villa hätte genügt, um diese nebst Inhalt fortzublasen. Aber die ständige Gefahr stumpft zuletzt ab, und schließlich erlebten wir auch das Ende dieser Kanonade, die den Franzosen etwa 200 Granaten, uns aber nicht einen einzigen Mann gekostet hatte.

Französische Lügen.

Heute darf ich mich auf Feldwache amüsieren. Bereits bei meiner letzten Wache wollte ich Euren Brief beantworten, doch wurden wir von den Franzosen gestört. Sie unternahmen wirklich einen Angriff auf unsere Vorpostenstellung. Allerdings griffen sie nicht frontal an, sondern suchten uns in der Flanke zu umfassen. Durch Verrat der Einwohner hatte der Gegner eine Lücke in unsrer Stellung erfahren, und so befanden wir uns am 16. Nov. in einer schwierigen Lage. Früh um 9 Uhr fing plötzlich

die feindliche Artillerie an zu feuern, es heulte und krachte fürchterlich. Ich stand mit meinem Zuge zur Verfügung des Bataillonskommandeurs und konnte von einem Hause aus das Vorgehen der Rothosen genau beobachten. Eine Kompagnie folgte der andern in geschlossener Formation. Es war schade, daß wir keine Artillerie zur Verfügung hatten, es hätte ihnen fürchterliche Verluste gekostet. Während wir in der Front nur schwach angegriffen wurden, erfolgte der Hauptstoß in unsre linke Flanke. Es wäre ihnen sicher geglückt, uns abzuschneiden, wenn sie energischer vorgegangen wären. In der höchsten Not kam eine Kompagnie Verstärkung an, und an ihrem Feuer scheiterte der Vorstoß. Innerhalb weniger Minuten hatten die Franzosen an dieser Stelle 21 Tote. Noch in der Nacht gegen 3 Uhr früh mußte ich mit meinem Zuge die erwähnte Lücke ausfüllen. Wir hatten einen schweren Tag hinter uns. Wir sechs Kompagnien, ohne Artillerie, hatten mindestens eine Brigade gegenüber gehabt, und waren andauernd im Geschützfeuer gewesen. Etwa 800 Granaten und Schrapnells hatten die Franzosen uns herübergesandt, aber — sonderbarerweise — Schaden hatten sie uns nicht zugefügt. Am andern Morgen atmeten wir erleichtert auf, als die Mitteilung kam, daß unsre „Schweren" dem Feinde etwas nachhelfen würden. Von meiner Stellung aus konnte ich jetzt das Schauspiel sehr gut beobachten. Das erste Schrapnell veranlaßte eine feindliche Kompagnie, in größter Eile den schützenden Wald aufzusuchen. Und nun erfolgte aus unsern Geschützen Schlag auf Schlag. In größter Unordnung zogen sich die Franzosen zurück, von unserm Bataillon verfolgt. Besondere Freude hat das Gefecht den bayrischen Landsturmleuten gemacht, die links von uns standen. Unsere Verluste — der sechs Kompagnien — betrugen einen Toten und einen Schwerverwundeten. Die Franzosen hatten in unserm Abschnitte allein achtzig bis neunzig Tote. Da der Angriff von Ersatztruppen unternommen worden war, die noch an keinem Gefecht teilgenommen hatten, und da sie gleich so tüchtige Hiebe bekamen, so werden sie es so bald nicht wagen, uns wieder anzugreifen. — Heut bebt andauernd die Erde, und schwerer Donner ist in westlicher Richtung hörbar: vielleicht bearbeiten unsre Brummer Verdun.

Nun noch einen Beweis dafür, wie die Franzosen lügen: Der französische Bericht vom 13. November lautet unter anderm: „Bei dem Dorfe Val hatten wir einzelne Teilerfolge, bei Ciren nahmen wir eine Abteilung gefangen." Und die Wahrheit? Val liegt etwa vierzig Minuten von hier entfernt. Tagsüber war es gewöhnlich von uns besetzt, nachts von französischen Posten. Am 12. wurden unsre Späher in der Frühe von einer starken Abteilung beschossen, und zwei Mann wurden vermißt. Die Franzosen hatten unter dem Schutze des Nebels der voraufgegangenen Tage zwei Batterien vorgezogen und beschossen uns lebhaft. Wir hatten sieben Verwundete, einen französischen Einwohner hatte eine Granate getötet. Am Morgen des 13. war Val wieder frei, einer der Vermißten kehrte wieder zurück. Das war der Teilerfolg bei Val, und der eine Mann war die Abteilung, welche die Franzosen gefangen genommen hatten! Es ist zum Lachen, wenn man etwas derartiges liest. Mit solchen Mittelchen wollen die Lügner ihre Niederlagen vertuschen. Von dem Gefecht am 16. und 17. werden sie jedenfalls nichts veröffentlichen. —

Das sind so in kurzen Zügen meine Erlebnisse in den letzten Tagen gewesen. Mir geht es, Gott sei Dank, noch immer gut. Es wird jetzt empfindlich kalt, doch läßt es sich aushalten. Auch die Posten brauchen nicht zu frieren; jede Kompagnie hat fünfzehn Pelze erhalten.

Liebesgaben haben wir schon verschiedentlich erhalten. Es ist erstaunlich, was unser liebes Vaterland zu leisten vermag, — wie deutsche Frauen und Kinder ihre Kräfte dem Vaterlande widmen. Die Wollsachen Deiner Schutzbefohlenen würde ich mit dem größten Dank annehmen und an meine Leute verteilen. Besonders wären Strümpfe eine sehr willkommene Gabe.

Nun will ich Euch noch mitteilen, wofür ich mein Eisernes Kreuz erhalten habe. Eigentlich habe ich nur meine Pflicht als Deutscher getan. Unser Vorgehen in den Vogesen war äußerst schwierig. In dem unübersichtlichen Gelände kam es öfter vor, daß sich die eigenen Truppen beschossen. Oft aber erhielten wir auch von den französischen Alpenjägern Feuer in den Rücken. Am 22. August wurde das Bataillon wieder einmal von vorn und von links beschossen, und ich er-

bot mich freiwillig, die linke Flanke aufzuklären. Plötzlich erhielt ich aus kürzester Entfernung Feuer. Hinlegen — Tressen abschneiden und Helm absetzen war das Werk weniger Sekunden. Bald waren auch meine Leute bei mir und kriechend ging es im Ginstergebüsch voran. Endlich konnte ich auf 400 bis 500 Meter deutlich die Käppis der Franzosen sehen. Sofort eröffnete ich das Feuer, doch bald wurde es unmöglich, daß wir uns hier noch länger halten konnten. Von links und rechts pfiffen die Bohnen an uns vorüber und aus ganz geringer Entfernung. Vorsichtig ging ich nun rückwärts und konnte die feindliche Stellung melden. Auch in dem ersten größeren Gefecht bei Saint Mihiel (Sankt Michel) erreichte ich mit meinem Zuge das Dorf als erster. Schließlich war es mir in dem schweren Gefecht bei Los Feigne vergönnt, nach der Verwundung des Führers die Kompagnie zum Sturm auf den Ort vorzuführen. Dies sind meine Heldentaten. Doch nur mit Unterstützung meiner braven Leute war es mir möglich, die schöne Auszeichnung zu erhalten.

Der „zerstörte" Bahnhof.

Kortrijk, den 16. März 1915.

An
die Redaktion des „Berliner Tageblattes",
Berlin.

In der Morgenausgabe Ihrer Zeitung vom gestrigen lese ich soeben in dem neuesten Bericht des Marschalls French vom 14. 3. über Rotterdam unter anderem auch die folgende Stelle:

„Ein anderer Flieger warf eine Bombe auf den wichtigen Bahnhof Kortrijk. Er zerstörte den Bahnhof vollkommen. Dieser Bahnhof ist von großer Bedeutung für die deutschen Verbindungswege."

Da ich Augenzeuge des hier erwähnten Vorfalles bin, kann ich es nicht unterlassen, diese Lügennachricht zu brandmarken. Ich möchte Sie zur Orientierung Ihrer Leser wissen lassen, daß der Flieger nicht nur eine Bombe, sondern so-

gar drei auf einmal abgeworfen hat, welche lediglich einen Eisenbahnwagen vierter Klasse beschädigten, ohne sonstigen Schaden an Menschen und Material zu verursachen, vor allen Dingen aber nicht den geringsten Schaden an der Bahnhofsanlage selbst anrichteten. Wenn alle Meldungen des englischen Marschalls so viel Wahrheit enthalten wie die obige, dann kann man die armen Engländer wirklich nicht beneiden.

H. Habermann, Vizefeldwebel der Reserve.

Die Kämpfe im Argonner Wald.

Bericht aus dem Großen Hauptquartier:

I.

Im Kriege 1870 haben die Argonnen keine Rolle gespielt. Das Waldgebirge wurde zwar bei dem Marsch auf Sedan von deutschen Truppen durchzogen, die dabei wegen der spärlichen Ortschaften und des wenigen Wassers Mangel litten, es fanden darin aber keinerlei Kämpfe statt. Solche gab es auch nicht, als die Armee des Kronprinzen von Preußen zu Anfang September 1914 zwischen Argonnen und Verdun südwärts gegen die Marne vorrückte. Auch Mitte September noch war der Wald frei vom Feinde gewesen. Die Sache änderte sich, als zu Beginn des sich nunmehr entwickelnden Stellungskampfes das deutsche Westheer eine Linie eingenommen hatte, die von Reims her in westöstlicher Richtung nach der Maas bei Consenvoy führte. Zwar erwartete man anfänglich auch jetzt noch keine Waldkämpfe — die deutschen Truppen führten vielmehr bei Binarville auf der Westseite und bei Chatel auf der Ostseite der Argonnen ihre Stellungen bis dicht an die Waldränder heran, während man das Gebirge selbst durch Detachements sperrte. Als aber die Franzosen namhafte Kräfte in den Wald führten, in der augenscheinlichen Absicht, aus diesem heraus eine umfassende Bewegung gegen einen der am Walde angelehnten deutschen Flügel einzuleiten, da war der Augenblick gekommen, wo die Argonnen eine neue militärische Bedeutung gewinnen mußten.

II.

Der Beschreibung der Kämpfe sei eine kurze Charakteristik der Argonnen vorausgeschickt.

Das Waldgebiet erstreckt sich in einer Tiefe von etwa 40 Kilometer in nordsüdlicher Richtung und hat eine wechselnde Breite von 8—12 Kilometer. Es wird durch das Tal der Biesme in eine nordöstliche und südwestliche Hälfte von annähernd gleicher Größe geteilt und außerdem durch Bahn und Straße Clermont-en-Argonne—St Menehould in einen kleineren Südteil und einen größeren Nordteil zerlegt. Für den Argonnenkampf kommt nur der nördlichste Teil des Waldes in Betracht; mit ihm die beiden Straßen Clermont—Fléville und Clermont—Le-Four-de-Paris—Vienne-le-Château, von denen erstere außerhalb der Argonnen, letztere im Tale der Biesme führt. An besseren Querverbindungen durch den Nordostteil der Argonnen bestehen nur die Sträßchen Montblainville—Servon und Varennes—Le-Four-de-Paris, als Nord-Süd-Verbindung nur die auf dem Kamm des Waldgebirges laufende alte Römerstraße. Außerdem sind natürlich eine Unmenge von Holzabfuhrwegen vorhanden von mehr oder weniger fragwürdiger militärischer Brauchbarkeit. Diese ist von der Witterung sehr bedingt. Bei feuchtem, regnerischem Wetter verwandeln sich die Wege wegen der lehmigen Bodenbeschaffenheit bald in grundlose Sümpfe.

Das Waldgebiet ist eine Mittelgebirgslandschaft, die etwa den flacheren Teilen des Thüringer Waldes entsprechen dürfte. Nach Osten fällt es steil und plötzlich zur Aire ab, im Innern weist es zahlreiche tiefeingeschnittene Täler und Schluchten auf; hier tritt überall der kahle Fels zutage. Die Argonnen sind ein echt französischer Wald, der bekanntlich vorwiegend aus dichtem Busch von Buchen, Erlen, Eichen und Birken besteht, und alle 15 Jahre geschlagen wird, wobei das gewonnene Krüppelholz in den Kamin wandert. Nur einzelne Eichen und Buchen läßt der Franzose stehen und sich zu vollem Wachstum entfalten. Um diese Stämme schlingen sich die im französischen Walde so zahlreichen Kletterpflanzen, wie der Efeu und die Waldrebe. Erstere bedeckt große Flächen des Waldbodens, und diesem entwachsen in den Argonnen auch besonders schön und zahlreich ein kleiner, immergrüner Strauch, die sogenannte Stechpalme, und der Besenginster. Der Wald ist wenig bewohnt. Nur Köhler, Holzhauer und Jäger gehen dort ihrer Beschäftigung nach. Das Innere des Waldes wird schon seiner Undurchdringlichkeit

wegen von der Bevölkerung gemieden. Auch die Namen „Ruisseau de Meurissons“ „La Fille morte“, „Moulin de l'Homme mort“ weisen darauf hin.

So sieht der Wald aus, der seit nunmehr vier Monaten Tag und Nacht widerhallt vom Lärm der Waffen, und der durch die Erdarbeiten der Soldaten und die Verwüstungen der Feuerwaffen ein ganz neues Gepräge erhalten hat.

III.

Als Ende September die ersten deutschen Truppen aus dem Airetal in westlicher Richtung in die Argonnen vorgeschoben wurden, hatten die Franzosen, nachdem sie aus den östlichen Waldteilen zurückgeworfen worden waren, den südlich Binarville gelegenen Waldteil stark besetzt und namhafte Kräfte aus dem Tale der Biesme nach Barricade Pavillon, St. Hubert Pavillon und Bagatelle Pavillon vorgesandt. Diese Truppen legten bei den dortigen Waldhütten Verhaue und Schützengräben an und richteten sich darinnen zur Verteidigung ein. Vor diesen Sperren fanden die deutschen Jägerabteilungen Ende September ernsthaften Widerstand, so daß Verstärkungen in den Wald geschickt wurden, um den Feind zurückzuwerfen. Da aber auch dieser weitere Truppen dem Walde zuführte, so entspannen sich hier lebhafte Kämpfe, die auf beiden Seiten mehr und mehr den Charakter des Stellungskrieges annahmen. Mitten im Walde entstand Schützengraben hinter Schützengraben, die durch Laufgräben untereinander verbunden wurden. Es wurden Unterstände gebaut, und als das Laub fiel, auch Geschütze in den Wald gebracht. Neben der natürlichen Beschaffenheit des Waldes erschwerten Verhaue und Drahthindernisse dem Gegner die Annäherung an die künstlich geschaffenen Anlagen. Es begann nun ein Kampf von Graben gegen Graben, vielfach von Schritt zu Schritt. Um unnötige Verluste zu vermeiden, griff man zur Sappe. Mit ihr stellten sich auch die starken Kampfmittel des Festungskrieges wie Minenwerfer, Handgranaten, Revolverkanonen, Stahlblenden, Sandsackpackungen usw. ein und die Tätigkeit der Pioniere gewann eine erhöhte Bedeutung. Diese Waffe schritt dann auch zum Minenangriff, wenn andere Mittel nicht zum Ziele führten. Aus allem ergab sich ein sehr langsames Vor-

schreiten des Angriffs und ein ungewöhnlicher Zeitverbrauch, da nur sorgfältige, wohlüberlegte Vorbereitungen zum Erfolge führten. Zuerst hatte man keine Artillerie im Walde, dann ließ man sie auf Wegen und Schneisen vorkommen, endlich lernte man es, sie überall im Walde zu verwenden. Eine Sonderheit bildeten bei den Franzosen die sogenannten „Eselsbatterien" (Gebirgsgeschütze), eine Bespannungsart, die unseren Soldaten neu war. Die Bevölkerung leistete den Franzosen Vorschub; in deutsche Uniformen verkleidete Soldaten machten sich an unsere Leute heran und versuchten diese auszuhorchen. Der deutsche Soldat und Argonnenkämpfer entwickelte sich bald zu größter Vielseitigkeit. Schnell und gut paßte er sich den neuen Verhältnissen an. Da wir bald den Franzosen überlegene Angriffsmittel zur Anwendung brachten, und unsere Soldaten, was Zähigkeit, Beharrlichkeit und Angriffslust betrifft, unübertrefflich waren, so bildete sich im Waldkampf ein starkes Überlegenheitsgefühl über den Feind heraus, der, abgesehen von gelegentlichen Gegenstößen in die Defensive gedrängt wurde. Der Feind vermochte unseren Angriffen nicht zu widerstehen, so daß unsere Truppen in zwar langsamem aber ununterbrochenem Vorrücken geblieben sind, trotz der starken Kräfte, die der Feind uns nach und nach entgegenstellte.

IV.

Um die Wende der Monate September und Oktober setzte der Beginn der größeren deutschen Angriffe ein. Auf dem rechten Flügel drangen unsere Truppen von Binarville aus in die Westargonnen ein und warfen hier den Feind allmählich südwärts zurück. In der Mitte des Waldgebietes wurden Mitte Oktober dem Feind Barricade Pavillon und St.-Hubert entrissen, nachdem um die letztere heftig gekämpft worden war. In den nächsten Tagen drang man von hier aus weiter nach Westen vor und näherte sich dem Biesmetal in Richtung auf Le Four de Paris, an welchem Ort man bis auf 400 Meter herankam und wo man sich festsetzte und sich hielt trotz aller Gegenangriffe, welche die Franzosen seitdem hierher gerichtet haben. Auch Bagatelle Pavillon, einer der stärksten Stützpunkte der Franzosen im Wald, mußte vom Feind am 12. Oktober aufgegeben und

dem deutschen Angreifer überlassen werden. Die Wegnahme der drei erwähnten Pavillons war ein großer moralischer Erfolg. Man begnügte sich nicht mit dem Besitz, sondern trug die Offensive weiter vorwärts. Aber auch für diese blieb, wie bei den bisherigen Kämpfen, der schrittweise Angriff bestehen. Die Infanterie sappte und schanzte unentwegt, vielfach bei Nacht, um unnötige Verluste an Menschenleben zu vermeiden. Dem Infanteristen reichte der Pionier die Hand, der dem ersteren lehrte, Bergmannsarbeit im felsigen Boden zu leisten und den Stollen unterirdisch weiterzutreiben. Bei den Kämpfen und Stürmen kämpften und stürmten beide Schulter an Schulter. Auch der Artillerist stellte sich im Schützengraben ein. So entstand ein enges kameradschaftliches Verhältnis, wie es selbst im Frieden kaum zustandegekommen war, einer dem anderen vertrauend, jeder auf die Unterstützung des anderen bauend, sie alle jederzeit dem Tod ins Auge schauend.

Graben um Graben war so gewonnen. Bald war es einer, bald stürmte man eine ganze Gruppe von Schützengräben hintereinander. Dementsprechend schwankte der Raumgewinn zwischen 25 und 1000 Meter. Manchmal wurden selbst größere Fortschritte gemacht, hier und da gelang es auch dem Feind, vorübergehende kleine Erfolge zu erzielen oder unser Vorgehen durch Gegenangriffe zeitweise aufzuhalten. Beides vermochte jedoch nicht zu verhindern, daß die deutschen Truppen im Argonner Walde in unausgesetzter Angriffsbewegung, und zwar in langsamem, aber ununterbrochenem Vorwärtsschreiten begriffen sind.

Wie langwierig diese Angriffe sind, mag aus der kurzen Schilderung des Angriffes einer Pionierkompagnie gegen eine im Walde gelegene beherrschende Höhe hervorgehen. Es galt, eine feindliche Stellung wegzunehmen, von der aus die rückwärtigen Verbindungen eines deutschen Abschnittes dauernd gefährdet wurden. Hierzu wurden am 7. Dezember aus dem deutschen Schützengraben drei Sappen vorwärts getrieben, am 18. Dezember war die linke Sappe bis auf etwa acht Meter an die feindliche Sappe herangekommen, als die Spitze durch eine französische Minensprengung auf zehn Meter Länge wieder eingeworfen wurde. Die beiden anderen Sappen waren am gleichen Tage bis auf etwa 20 Meter an den feind-

lichen Schützengraben vorgetrieben. Bis zum 19. Dezember war die linke Sappe wieder aufgeräumt und die beiden anderen bis auf sechs bis acht Meter an den Gegner getrieben. Von den Sappenspitzen aus wurden jetzt drei Meter lange Stollen zur Aufnahme von Sprengladungen vorgetrieben, die am 20. zündfertig waren. 8 Uhr vormittags wurden die Minen gezündet. Gleich darauf stürzten die in den Sappen und den angrenzenden Teilen der Schützengräben aufgestellten Sturmabteilungen gegen den Feind vorwärts, ihnen voraus Pioniere mit Handgranaten, Drahtscheren und Äxten ausgerüstet. Der durch die Sprengungen kopflos gewordene Feind wurde aus seinen Stellungen geworfen. Die Sturmtruppen folgten über ein feindliches Lager hinweg dem fliehenden Feinde noch etwa 800 Meter, bis sie dichtes Gestrüpp zwang, von der weiteren Verfolgung Abstand zu nehmen, und sich einzugraben. Durch die Sprengungen und die geworfenen Handgranaten hatte der Feind eine größere Anzahl Toter, außerdem wurden 200 Gefangene gemacht, 4 Maschinengewehre, 1 Revolverkanone und 8 Minenwerfer erbeutet. Die Besichtigung der genommenen feindlichen Gräben ergab, daß der Feind ebenfalls mit Minen gegen die deutschen Stellungen vorgehen wollte. Er hatte vier Schächte, je vier bis fünf Meter tief mit einem Durchmesser von 1,5 Meter abgeteuft und von diesen aus Schleppschächte angesetzt, mit deren Fertigstellung nach Aussage eines gefangenen Genieoffiziers in den nächsten Tagen gerechnet worden war.

Diese Erfolge unserer Truppen sind natürlich unter mancher Schwierigkeit, Gefahr und unter allerlei Entbehrung erzwungen worden. Aber die Schwierigkeiten wurden überwunden, den Gefahren keck ins Auge gesehen, und die Entbehrungen wurden freudig ertragen. Wo die Wege schlecht, ungenügend oder nicht vorhanden waren, wurden neue angelegt oder die alten ausgebessert; wo auch dies dem Bedürfnisse nicht genügte, schritt man zum Bau von Bahnen. Drang Wasser in die Gräben und Sappen ein, so erfand man bald Mittel und Wege, um den unerwünschten Eindringling zu beseitigen. Eine ausgezeichnete und reichliche Verpflegung sorgte dafür, daß die Widerstandskraft unserer Truppen andauernd auf der gleichen Höhe blieb; eine Reihe hygienischer Maßnahmen verhinderte das Ausbrechen von

Krankheiten und Epidemien. In Hüttenlagern, in bequemen und wohldurchwärmten Erdhöhlen und Unterständen richtete sich die Truppe vorn am Feinde ein. Jeder Schützengraben erhielten seinen Namen, überall entstanden Bezeichnungen für die unterirdischen Dörfer, die sich da entwickelten. Neben einem fröhlichen Humor, dem unsere Soldaten so gern die Zügel schießen lassen, kommen bei diesen Bezeichnungen auch religiöse Gesinnung und ernste Entschlossenheit zum Ausdruck. Da lesen wir vor einem Unterstande: „Ordonnanzen- und Burschenstube", und darunter steht: „Eine feste Burg ist unser Gott", oder eine andere Aufschrift:

„Treu leben,
Tod trotzend kämpfen,
Lachend sterben."

Die deutschen Führer leben in unmittelbarster Gemeinschaft mit ihren Soldaten. Brigade- und Divisionsstäbe haben mitten im Walde ihre Erdhöhlen, über die bei Tag und Nacht die feindlichen Infanterie- und Artilleriegeschosse hinwegpfeifen. Tagtäglich zeigen sich die höheren Führer bei der Truppe in den vordersten Linien der Schützengräben, während alle Truppenoffiziere bis zu den Regimentskommandeuren in den Unterschlupfen der Kampflinie nächtigen. Der Oberbefehlshaber, General der Infanterie v. Mudra, erscheint gleichfalls mehrmals die Woche in den vordersten Linien. Im Hauptquartier ist auch der Armeeführer, Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, kein seltener Gast; auch Seine Majestät der Kaiser ist hier wiederholt gewesen. Vor kurzem erst hat er General v. Mudra für die hervorragenden Leistungen der deutschen Truppen im Argonner Walde durch die Verleihung des Ordens Pour le Mérite ganz besonders ausgezeichnet. In einem kleinen Häuschen eines unansehnlichen Argonner Dorfes lebt inmitten der Truppen der greise Feldmarschall Graf Haeseler. Tagtäglich muß sein Adjutant ihm berichten über den augenblicklichen Stand des Waldkampfes, den der greise General mit unermüdlichem Interesse verfolgt.

V.

Rein zahlenmäßig lassen sich die bisherigen deutschen Er-

folge in den Argonnen wie folgt ausdrücken. Bis Ende November hat der Feind eingebüßt:

1 300 Gefangene,
4 000 Tote,
13 000 Verwundete.

Im Monat Dezember betrug die Zahl der Gefangenen 3000, jene der Toten und Verwundeten 8000. An Trophäen wurden in diesem Monat allein 21 Maschinengewehre, 14 Minenwerfer, 2 Revolverkanonen und 1 Bronzemörser erbeutet. Rechnet man die bisher im Januar gemachten 2500 Gefangenen und zählt man etwa 4 bis 5000 Tote hinzu, so ergibt sich französischerseits ein Gesamtverlust in den Argonnen von etwa 36 000 Mann. Ein ganzes Armeekorps ist also so gut wie aufgerieben, während die Verluste auf deutscher Seite nicht einmal den dritten Teil betragen. Wie sehr die Franzosen in den Waldkämpfen gelitten haben, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß sie immer neue Verbände in die Argonnen geschickt haben. Kämpften dort zuerst die Truppen des 2. und 5. Armeekorps, so wurden diese bald verstärkt durch Kolonialtruppen und Marineinfanterie. Im Januar tauchten vorübergehend Truppen des 1. Armeekorps und Garibaldianer auf; endlich wurden Mitte Januar neue, bisher bei Ypern verwendete Verbände in den Wald geschickt, um das anscheinend völlig zusammengebrochene 2. Armeekorps abzulösen.

Wie es mit der Verfassung der französischen Truppen in den Argonnen bestellt ist, das zeigen am besten jene Dokumente, welche den französischen Gefangenen in Gestalt von Anordnungen, Befehlen, geheimen Erlassen, Briefen und Tagebuchaufzeichnungen abgenommen wurden.

Da erwidert General Gourand, Kommandeur der 10. Division, in einem Zusatze zu dem Tagesbefehl vom 28. Dezember die Klagen seiner Untergebenen mit den Worten: „Sie werden daraus entnehmen, daß sich der Gegner bei der Wegnahme einer Stellung mit den gleichen Schwierigkeiten abzufinden hat wie wir. Das gibt zu denken, denn man denkt oft wegen der eigenen Schwierigkeiten, Anstrengungen und Verluste nicht an jene, die auch der Gegner hat."

Die Schwierigkeiten erweisen sich aber auf französischer Seite als recht erhebliche, sonst würden die höheren Führer nicht so oft über die Untätigkeit und Passivität der ihnen unterstellten Truppen Beschwerde führen. So enthält ein Mitte Dezember abgenommenes Befehlstagebuch folgende Weisungen: „Es ist von der größten Wichtigkeit, auf der ganzen Front die Tätigkeit zu erhöhen. Die bisherige ist nach Ansicht der Divisionsgenerale unzulänglich . . . Es muß eine größere Angriffstätigkeit entfaltet werden. Wenn es weiter geht, wie bisher, werden die Deutschen uns zuvorkommen."

Eine geheime persönliche Anweisung des Kommandierenden Generals des 2. Armeekorps enthält folgende Sätze: „Der Kommandierende General stellt mit Bedauern fest, daß die Gefechtstätigkeit sich ausschließlich auf starre Verteidigung beschränkt, während die Deutschen bei gleichen Verlusten wie die Franzosen immer erneut angreifen und durch Teilerfolge angefeuert werden. . . Man hat sich an Untätigkeit gewöhnt und wartet rein passiv auf den feindlichen Angriff. Der Mann übernimmt seinen Wachtposten im Schützengraben wie im Frieden vor einem Pulvermagazin oder Proviantamt. . . . Die Führer bleiben in ihren Gefechtsständen sitzen; sie führen die Posten viel zu selten auf und geben ihnen keine bestimmten Aufträge. Alle Führer bringen ihre Zeit in vorderer Linie in Langeweile oder Angst zu . . . . Es ist unbedingt notwendig, daß dies anders wird. . . . Alle Abschnittskommandeure, die Bataillons-, und Kompagnieführer müssen jeden Tag in den vordersten Schützengräben ihre Leute aufsuchen. . . . Alle Truppenkommandeure haben ihre Untergebenen mit Angriffsgeist zu erfüllen."

Zum Schluß heißt es: „Der Kommandierende General will merken, daß die Franzosen den Deutschen das Gesetz vorschreiben. Wenn sie fühlen, daß *wir* ihnen überlegen sind, dann werden die Deutschen weicher und die bisherige schwere Arbeit wird leichter werden." Wie erwähnt, mußte inzwischen das II. französische Armeekorps aus den Argonnen zurückgenommen werden.

Dem Brigadegeneral Gossart (V. französisches Armeekorps) fällt es auf — Befehl vom 30. November — „daß der Dienst in den Schützengräben in bezug auf deren Ein-

richtung und auf Feuerdisziplin viel zu wünschen übrigläßt". General Fouborge (3. Division) „kennt genau die schwierige Lage, in der sich die Truppen befinden, zweifelt nicht daran, daß sie diese überwinden werden. (13. November.) Der Armeeführer will keinen Zoll zurückweichen. Er wird unerbittlich gegen jeden Offizier und Mann einschreiten, der nicht bis zum Äußersten die Stellung und den ihm anvertrauten Posten hält."

Inzwischen gewannen aber die deutschen Truppen erneut Boden, und auf französischer Seite stieg die Unlust am Kriege, die Zahl der dem Feinde in die Hand fallenden Soldaten und Maschinengewehre. Dagegen versuchte nun der Oberbefehlshaber der 4. Armee und das französische Große Hauptquartier der Ostarmee einzuschreiten. Anfang Januar erschien, von der erstgenannten Stelle ausgegeben, ein Erlaß gegen die zunehmende Selbstverstümmelung bei den Leuten. „Seit einiger Zeit", lautet dieser, „sind eine Anzahl verdächtiger Verwundungen bei Mannschaften verschiedener Truppenteile, vor allem bei der Infanterie bemerkt worden. Es hat sich ergeben, daß es sich um Fälle freiwilliger Verstümmelung handelt zu dem alleinigen Zweck, sich seiner Militärpflicht zu entziehen." In Anlage 3 dieses Erlasses wird erläuternd hinzugesetzt: „Durch Kriegsgericht der 4. Armee vom 18. Dezember 1914 sind wegen Selbstverstümmelung zwecks Verlassens des Schlachtfeldes verurteilt worden je 1 Mann der Regimenter 151, 34, 7, 149, 247, 336, 135, 88, Jäger 21 und je 2 Mann von Kolonial-Regiment und Jäger 19. Das Urteil ist am 19. vollstreckt worden."

Eine Verfügung des Generals Joffre stellt fest, daß allein in der Zeit vom 20. November bis 15. Dezember der Ersatz von 315 Stück Maschinengewehren angefordert sei. Nachdem der Oberbefehlshaber kurz die Schwierigkeiten betont, die ein derartig umfangreicher Ersatz bereite, weist er darauf hin, daß wohl nur ein Teil der Gewehre aus Mangel an Sorgfalt unbrauchbar geworden, daß dagegen aus den verhältnismäßig hohen Verlusten ganzer Maschinengewehrzüge der Schluß zu ziehen sei, daß viele Maschinengewehre in Feindeshand gefallen seien. Dazu bemerkt der Generalstab des 5. Armeekorps: „Diese Verfügung kommt zu gelegener Stunde, da die schmachvolle Panik der 5. Kompagnie

des Regiments 46 den Verlust von 2 Maschinengewehrzügen gekostet hat."

Ein anderer Joffrescher Erlaß richtet sich endlich dagegen, daß so zahlreiche französische Soldaten in deutsche Gefangenschaft geraten, und verfügt, „daß jeder gefangen gewesene, nicht verwundete Soldat bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft einer Untersuchung unterworfen wird."

Dieser und der vorher genannte Erlaß haben nicht zu verhindern vermocht, daß die Zahl der Gefangenen in den Argonnen ständig zunimmt, so daß unmittelbar nach der Ablösung des II. Armeekorps den frischen Truppen sogleich 2 Offiziere, 250 Mann und 5 Maschinengewehre abgenommen wurden.

Aus den Gefangenenaussagen klingt starke Kriegsmüdigkeit hindurch, die wir aber nicht ohne weiteres verallgemeinern wollen, da der Gefangene ja nur allzusehr dazu neigt, dem Sieger zu Gefallen zu reden, um sich dadurch in eine günstigere Lage zu versetzen. Weit schärfere Schlüsse vermag man aus dem Briefwechsel zwischen den Soldaten und ihren Angehörigen zu ziehen. Wie aus zahllosen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht, betrachten die Angehörigen den in die Argonnen gesandten französischen Soldaten als Todeskandidaten und den aus diesen Kämpfen heil Entkommenen als einen, über dessen Haupt die Vorsehung gewaltet haben müsse.

Ein Mitte Januar bei einem größeren erfolgreichen Angriffsgefecht gefangengenommener französischer Stabsoffizier (Major Guinard) sagte aus:

„Der Angriff der Deutschen wurde mit bewunderungswürdiger Energie durchgeführt. Unsere Stellung war schnell durchbrochen. Meine Kompagnien hatten den Befehl, sich bis zum äußersten zu halten. Darum wurden alle, die nicht fielen, gefangengenommen. Ich selbst bekam einen Schuß in den Kopf und weiß von diesem Augenblicke an nichts mehr. Ich bin zufrieden, daß ich verwundet bin, denn nun brauche ich den Fortgang dieses Krieges nicht mitzuerleben. Wir waren sehr schlecht orientiert über die Qualität des deutschen Heeres. Derartige Leistungen hatten wir ihm nicht zugetraut. Andererseits hat man die Russen weit überschätzt. Für die von Joffre befohlene Offensive haben die Fran-

zosen noch einmal ihre beste und äußerste Kraft an allen Punkten eingesetzt. Nachdem nun auch dieser Stoß keinen Erfolg gebracht hat, könnte höchstens nur noch ausländische Hilfe den Feldzug günstig entscheiden. Von wem sollte diese Hilfe aber kommen? Rußland ist fertig, und England hat wohl Menschen, aber kein Kriegsmaterial mehr einzusetzen. Der Krieg kann zwar noch lange dauern, aber an eine Besserung unserer Lage glaube ich nicht mehr. Diese Auffassung verbreitet sich immer mehr, und deshalb ist es kein Wunder, wenn wir alten Soldaten traurig und deprimiert sind."

Mögen die Franzosen in ihren Bulletins immerhin weiter von angeblichen Erfolgen in den Argonnen berichten, mögen sie fortfahren zu behaupten, daß sie bei St. Hubert und im Bois de Grurie Stellungen innehätten, die schon längst einen Kilometer hinter der vorderen Linie der Deutschen liegen, durch alle diese Mittel wird sich auf die Dauer nicht verheimlichen lassen, wer der Sieger in den Argonnen ist, ob derjenige, der unaufhaltsam vorwärts schreitet, oder derjenige, der gezwungen ist, Erlasse herauszugeben, von der Art, wie sie im Auszuge soeben vorgeführt wurden.

VI.

Als das II. französische Armeekorps, erschüttert durch die bisherigen Kämpfe, aus dem Walde herausgezogen werden mußte, wurde es durch das XXXII. Armeekorps ersetzt. Gegen diese „frische" Truppe richtete sich am 29. Januar ein größerer deutscher Angriff, der von württembergischen Regimentern durchgeführt wurde.

Ruhig lag der Wald am Morgen des für den Angriff ausersehenen Tages. Nur einzelne Schüsse hallten da und dort durch die Nacht und entfachten ein örtliches sogleich wieder einschlafendes Feuergefecht. Lautlos traf die deutsche Infanterie ihre letzten Vorbereitungen. Um 7 Uhr 30 Minuten morgens, zu einer Stunde, da es im Walde anfing, hell zu werden, sprangen die ersten Minen und die Nahkampfgeschütze traten in Tätigkeit. Noch hatte sich der durch die Sprengungen erzeugte Rauch nicht verzogen, als sich auf einer Linie von 3 Kilometern gleichzeitig die Angreifer aus ihren Deckungen erhoben und gegen die vorderste Reihe der

französischen Schützengräben losstürzten, die in dreifacher Linie im Walde angelegt waren.

Der rechte Flügel des Angriffs hatte sumpfiges Gelände vor sich, man war daher hier auf Schwierigkeiten gefaßt. Aber ohne einen Schuß zu tun, kamen hier die Angreifer in die feindlichen Stellungen, in deren zweiter Linie ein französischer Bataillonskommandeur überrascht und gefangen genommen wurde, als er gerade aus seinem Unterstande heraustreten wollte. In der Mitte stürmte die Infanterie im Handumdrehen die drei feindlichen Linien. Eine halbe Stunde lang trafen Teile der deutschen Sturmkolonnen keinen einzigen Franzosen mehr; sie waren weggelaufen und setzten sich erst wieder in einer weit zurückgelegenen wohlausgebauten Aufnahmestellung. An einer anderen Stelle, wo der Feind sich weniger erschüttert zeigte, ballten sich die Angreifer um einen Stützpunkt zusammen, der erst nach mehrstündigem Kampfe genommen wurde. Am linken Flügel endlich warfen die württembergischen Grenadiere den Feind aus seinen Gräben, dem sie mit Handgranaten ordentlich zusetzten.

Die sämtlichen drei Linien waren bereits genommen, als die Franzosen mit ihren inzwischen herangekommenen Reserven zu heftigen Gegenstößen ansetzten, um das verlorene Gelände wieder zu gewinnen. In Front und Flanke aufs heftigste beschossen, brachen diese Angriffe, die zudem aus einem benachbarten deutschen Abschnitte unter Maschinengewehrfeuer genommen wurden, völlig zusammen. Nirgends war der Angriff näher als auf 50 Meter an die deutschen Linien herangekommen. Massen toter Franzosen bedeckten das Waldtal, über das hinweg die Gegenangriffe erfolgt waren. Die Franzosen waren nicht einmal imstande, einen deutschen Leutnant, der mit 80 Mann weit über die eroberten Stellungen hinausgestürmt und bis zur erwähnten Aufnahmestellung vorgedrungen war, abzuschneiden. Von zwei Seiten angegriffen, brach sich Leutnant Prommel durch energischen Bajonettangriff Bahn und schlug sich unter Verlust von nur 10 Leuten zu seiner Truppe durch.

Das Ergebnis des Tages war, daß die feindliche Stellung mit allen drei Linien erstürmt und 1000 Meter Gelände gewonnen war. Zwölf Offiziere und 740 Mann wurden gefangen genommen, über 1000 tote Franzosen be-

deckten das Schlachtfeld. Die Kriegsbeute setzt sich aus 11 Maschinengewehren, 10 Minenwerfern, 1 Bronzemörser, 1 Revolverkanone und aus 2 Pionierparks zusammen, die neben dem verschiedensten Gerät, allein mehrere Tausend Handgranaten, enthielten. Außerdem fiel eine große Menge von Infanterie-Munition in die Hand des Siegers. Die französischen Truppen gehörten der 40. Division an. Von dem Regiment 155 und einem Bataillon des Regiments 161, die in vorderer Linie gestanden hatten, dürften nur schwache Reste übrig geblieben sein. Beteiligt waren ferner die Regimenter 94, 150 und 360. Die deutschen Verluste betrugen 500 Mann.

Unsere schwäbischen Truppen waren wunderbar „drauf" gegangen, trotz des vorangegangenen langen Liegens und Harrens in den Schützengräben. Welcher Geist diese Truppe beseelte, das wird am besten durch das Verhalten des Oberleutnants Fischinger vom Regiment Kaiser Wilhelm Nr. 120 bewiesen. Dieser Offizier war bereits zweimal verwundet worden. Nach einem Lungenschuß im Dezember zur Truppe zurückgekehrt, traf ihn ein Granatsplitter in den Rücken. Diese leichtere Verletzung wollte er im Schützengraben „auskurieren". Als sich Rippenfellentzündung einstellte, kam er ins Lazarett. Dort erfuhr er am Abend des 28., daß am nächsten Tage gestürmt werden sollte. Nun hielt es ihn nicht länger in der Krankenstube. Er setzte sich auf das Pferd einer im Lazarettorte befindlichen Fuhrparkkolonne, ritt nächtlicherweile los, traf 4 Uhr morgens, nachdem er 20 Kilometer zu Pferde zurückgelegt hatte, im Schützengraben ein und übernahm hier seine Kompagnie. Nachdem er diese mit hervorragendem Schneid und Erfolg geführt und zum Gelingen des Sturmes nicht wenig beigetragen hatte, kehrte er wieder ins Lazarett zurück, wo er jetzt (4. Februar) noch krank liegt.

Schlimmes Geschick.

Lieber Robert!

Herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief. Wir dürfen nur zwei Briefe wöchentlich schreiben, und das habe ich schon getan. Von einem Kameraden erhielt ich einen geschenkt. Falls ich auf Antwort hoffen darf, bitte an

meine Adresse. Solange ich im Felde war, hatte mich keine Nachricht erreicht. Wir waren uns dessen bewußt, daß uns auf unserm Wettlauf bis vor Paris keine Nachricht erreichen konnte. Wir sind ja Strecken von 40, 50 und 60 km marschiert und waren bereits südöstlich von Paris. Ich habe es gut gehabt. Schon in Belgien war ich Bataillonsadjutant, — zwei Pferde zur Verfügung. Es waren große Zeiten, die ich mit erleben durfte, und die Namen Lüttich, Mons und Landrecies werden uns wohl vor jeder Verdächtigung schützen. Das Regiment hatte furchtbar gelitten. War es Glück oder Unglück, daß ich in den Gefechten nur zwei Prellschüsse erhielt, während die Leute neben mir hingemäht wurden? Vor der Gefangenschaft hielt ich es für Glück. Man wird Fatalist. Nach Landrecies wurde ich Kompagnieführer. Mit alten Leuten war ich wie Freund zum Freunde. Ich wußte, daß mich diese Kerle, die wie Satans durchs Feuer gingen, gern hatten. Du kannst Dir wohl ein Bild machen, wie stolz ich war! Und dann der Rückschlag! Wir waren der letzte Posten auf dem Rückmarsch. Die Brücken in La Ferté sur Marne waren bereits gesprengt, und wir sollten den feindlichen Übergang so lange wie möglich verhindern. Für den ersten Tag lautete die Parole: bis auf den letzten Mann. Stolz war die Kompagnie, daß wir dazu ausersehen waren. Unsere Feldküchen und Patronenwagen konnten nicht folgen, da wir uns durch dichten Wald nach La Ferté heranschleichen mußten. Andauernd waren wir im englischen Granatfeuer. Von 250 Mann, die ins Feld gezogen waren, übernahm ich 170. Es war sehr schwer, sie zu versorgen. Es gab nur trocken Brot, aber keiner murrte; sie wußten ja alle, wie schwer die Beschaffung war. Am 2. Tage bekam ich den Befehl zum Rückzuge. Gleich nach einigen hundert Metern fiel der Major, dem ich unterstellt war. Noch am Abend vorher, — wir lagen über Nacht mit Gewehr im Arm auf der Straße; das Verantwortungsgefühl und der Hunger hielten mich wach — hatte er mir die Hand gereicht mit den Worten: „Wir tun unsre Pflicht mit Gott für Kaiser und Reich." Der Rückmarsch war vorzüglich ordnungsgemäß; leider verlor ich dabei 20 Mann. Am 10. September früh, — seit 2 Tagen nichts gegessen, — mußten wir von der Marschstraße ab-

biegen und gerieten zwischen zwei englische Divisionen. Zwei Kompagnien von unserm Regiment waren in vorderster Linie. Ich hatte die Spitze: kaum hatte man uns gesehen, ging das Feuern los. Gegen unsre zwei Kompagnien drei Regimenter Engländer mit Maschinengewehren und Artillerie. Wie der Blitz waren meine Kerle in Stellung: jeder Mann kaum hundert Patronen, Ersatz ausgeschlossen. Ich brauchte kaum was zu kommandieren, nur hin und wieder: „Feuerpause", — und: „langsam feuern!" Fünf Stunden haben wir so gelegen und uns gewehrt. Da waren die Patronen verschossen. Rückwärtsgehen war von Anfang an unmöglich, von allen Seiten Engländer. Da dachte ich an: „Helm ab zum Gebet!" 124 Mann lebten noch von meiner Kompagnie. Ich wollte die 8. Kompagnie retten und hatte schon vorher die Leute zurückkriechen lassen zum Bataillonsführer, der mit dem Führer der 8. Kompagnie im Feuer etwas zurückgekrochen war, um einen Rückweg zu finden. Die Leute mußten die Patronen an meine 7. Kompagnie abgeben. Alles vergeblich, — sie wurden von einem andern Regiment entwaffnet. Die Granaten schlugen andauernd in unsre Reihe ein. Einem Feldwebel, der an meiner linken Seite lag, wurde von einem großen Granatsplitter das Rückgrat zerschmettert. Leutnant Hinze bekam einen Schuß durch die Lippen. Grün und gelb vom englischen Granatenpulver, so lagen die zerrissenen Körper umher. War's die Aufregung bei mir, oder stöhnte wirklich keiner? Ich kann's nicht sagen. Noch hätte ich ja das Bajonett aufpflanzen können; es wäre vielleicht ehrenvoller gewesen. Aber ich hätte meine 124 Mann in den Tod geschickt und gar nichts erreicht. Das wäre Mord gewesen. Ich allein hätte vielleicht noch auskratzen können. Sollte ich aber in der schwersten Stunde meine Leute in Verzweiflung zurücklassen? So blieb ich und versuchte noch, zu trösten, indem ich noch darauf hinwies, daß es auch noch nach dem Kriege viel zu tun und gut zu machen gäbe. Mir selbst konnte ich Tröstendes nicht sagen. In diesem Zustande kam ich hierher. Die englischen Soldaten benahmen sich wie Gentlemen. Sie fragten sofort, ob wir Hunger und Durst hätten und gaben allen zu essen und zu trinken. Mühe hatten sie, uns vor den Franzosen, nicht nur dem Pöbel, zu schützen. Mit allerhand Gegenständen wurden wir be-

worfen. Nun sitzt man hier und hat gesunde Glieder und kann dem Vaterland nichts nützen. Wir sind einigermaßen gut untergebracht. Bewegung fehlt. Schade nur, daß wir nicht deutsche Möbel haben, — nicht mal Gardinen aus Deutschland, sondern aus Schweden.

Herzlichst grüßt . . .

Sie stürmten weiter, die braven Kerls!

Erzählung eines Offiziers.

Unsere Fahrt von Gera nach Aachen war außerordentlich eindrucksreich und bot wundervolle mir unvergeßliche Bilder. Der Marsch durch die Stadt zum Bahnhof, die an Helm und Gewehr mit Blumen geschmückten Krieger, die Inschriften der Eisenbahnwagen, der Humor der Leute, die Begeisterung der Bevölkerung, die Liebestätigkeit des Roten Kreuzes, und viele andere flüchtige Eindrücke, das alles zusammen schaffte Eindrücke und Wirkungen, die hinter den großen Volksbewegungen der Freiheitskämpfe wohl nicht zurückstehen.

Bei Henri la Chapelle überschritten wir die belgische Grenze. Der Weg in Feindesland war sofort durch gefällte Bäume, die über die Chausseen gelegt und wieder fortgeräumt worden waren, gekennzeichnet. Die Dörfer teilweise verlassen; tote Pferde, umgestürzte Wagen säumten unsere Straße. Das erste belgische Quartier bezogen wir bei Tinisterre, stellten zur Sicherung gegen Franktireurs Feldwachen aus, welche auch in der Nacht durch Schüsse alarmiert wurden. Von Pionieren waren bewaffnete Zivilisten gefangen worden, die man erschoß. Der Marsch ging nun weiter über Batise. Hier hatte ich die ersten lebhaften Eindrücke vom Ernst und der grausamen Wirklichkeit des Krieges. In dem Ort war kein Haus unzerstört, die ganze Stadt ein einziger Trümmerhaufen, aus dem hie und da noch eine rauchgeschwärzte Giebelwand herausragte und ein widerlicher Verwesungs- und Brandgeruch aufstieg. Das Gelände war allerdings für einen Franktireurkrieg durch das kupierte und mit Unterholz dichtbewachsene Terrain außerordentlich günstig. Am Ausgang des

Ortes Julemont erhielten wir in der Marschkolonne Feuer von Zivilschützen; ich drang mit einem Spielmann in ein Haus ein, aus dem geschossen wurde; der Schütze wurde von einem mir nachfolgenden Infanteristen erschossen. Der Ort wurde in Brand gesteckt.

Nördlich von Lüttich überschritten wir die Maas auf einer Pontonbrücke; beim Dorfe Heure le Romain erhielten wir wieder Franktireurfeuer. Unser Bataillon wurde zur Bestrafung angesetzt; die Franktireurs, alle mit Schußwaffen angetroffenen Personen wurden erschossen, das Dorf in Brand gesteckt. Weiter gings nach Tougern, einer mittelgroßen Stadt, ich schätze sie auf ungefähr 10 000 Einwohner. Sie waren bei unserer Ankunft friedlich und ruhig. Am Abend vorher hatten einige Bewohner der benachbarten Dörfer auf unsere Truppen geschossen, so daß unsere Truppen in heller Wut über diesen fortdauernden heimtückischen Angriff einige Häuser angezündet hatten. Längs der Einzugstraße waren fast alle Fensterscheiben zertrümmert und die Auslagen verwüstet und auf die Straße geworfen. Es brannte stellenweise noch lichterloh. Plötzlich ertönte der Ruf: Das Lazarett ist in Gefahr. Schnell wurde der Ortskommandant benachrichtigt, die Verwundeten herausgeschafft, der Brand gelöscht. Aus einem gefährdeten Laden ließ ich noch eine Menge Singvögelchen frei, damit die Tierchen nicht elend umkommen sollten.

Über St. Troud erreichten wir Tirlemont und sahen hier die ersten feindlichen Schützengräben. Hier hatte ein paar Tage vorher ein Gefecht stattgefunden; Ausrüstungsstücke, Waffen und viele andere Gegenstände lagen noch umher, eine krepierte Granate hatte ein tiefes Loch in den Boden gerissen, an den Häusern der Stadt sah man deutlich Spuren des Gewehrfeuers. Über Löwen und Brüssel marschierten wir in anstrengenden Märschen, bei glühender Hitze weiter. Das Gepäck mußte streckenweise den erschöpften Mannschaften nachgefahren werden, Hitzschläge kamen vor. Endlich erreichten wir Hal, eine größere belgische Industriestadt, wo wir nach langer Zeit mal wieder ein Bett im Quartier vorfanden. Leider wurde aber gerade jedes Mal, wenn wir glaubten, uns ein wenig im Bett ausruhen zu können, schon vor Tagesanbruch abmarschiert.

Beim Fort Condée, das bereits in unserem Besitz war, überschritten wir die französische Grenze und kamen nach Valenciennes. Der sonst so betriebsame Ort lag fast verödet; in den Straßen sah man Flüchtlinge, die die Stadt mit ihren geringen Habseligkeiten eiligst verließen. Vor dem Ort Ephy wurde uns der Feind gemeldet; vom Bahnhof her und aus den Häusern pfiffen die ersten Geschosse über unsere Köpfe hinweg, ich hielt den pfeifenden Ton zunächst gar nicht für das Zischen des Geschosses, sondern glaubte, er ginge von den Schwalben aus, die sich hoch über uns in der Luft tummelten. Der Feind schoß zu hoch; als wir gegen das Dorf vorstürmten und die Feldartillerie auffuhr, verschwand der Gegner nach links. Bei Malincourt kam uns auf dem Vormarsch unsere Kavallerie entgegen, die vor dem Geschützfeuer des Feindes zurückging. Als wir vorrückten und unsere Artillerie und die Maschinengewehre den Feind unter Feuer nahmen, machten die Franzosen kehrt und ließen viele Gefangene, die sich zum Teil freiwillig festnehmen ließen, viel Munition, auch ihre Verwundeten mit einem Stabsarzt in unseren Händen. Das Dorf sah böse aus. Die Franzosen hatten große Verluste gehabt, zerschossene Protzen, tote Kavalleriepferde, Haufen von Verwundeten und Toten, weniger aber nur von unseren Truppen. Beim Weitermarsch passierten wir ein Kornfeld, das so besät mit Rothosen war, daß es den Eindruck machte, als stünde es dicht voller roter Mohnblumen. Unsere Leute leisteten den Schwerverwundeten im Vorbeimarsch Hilfe, traten aus der Marschkolonne und gaben den Stöhnenden Wasser, auch unsere Sanitätssoldaten bemühten sich um die armen Kerle. Bei Albert bezog ich mit einem Zug des Regiments Feldwache; es war eine wundervolle sternklare Nacht, und allein in der Stille der Natur flogen meine Gedanken der fernen Heimat zu, verweilten bei der Gegenwart, durcheilten die Vergangenheit und blickten fragend in die Zukunft. Ein Posten brachte mir einen wüst aussehenden bewaffneten Kerl, Franktireur, den ich mit zwei Leuten zur Kompagnie schickte.

Nach ruhiger Nacht ging es weiter auf Amiens los. Die Stadt war verbarrikadiert. Wir ließen die Bewohner wissen, daß unsere Artillerie sofort mit der Beschießung beginnen würde, wenn die Barrikaden nicht unmittelbar geräumt wer-

den sollten. Wir überschritten bald die Somme und fanden ein von den Franzosen eiligst geräumtes Lager, eine Winkerstation, Schützengräben, die eilig angelegt und so eilig verlassen waren, daß die Franzosen ihr frisches Frühstückbrot hatten liegen lassen, das uns sehr gut schmeckte. Die vorn dem Flusse zugekehrten Häuser waren etagenweise mit Schießscharten versehen worden. Wir sahen uns am Vormittag in Amiens den schönen Dom und die Infanteriekaserne an und marschierten dann weiter. Bei Oise nahe Creil war die Brücke zerstört worden, innerhalb 2 Stunden hatten die Pioniere sie wieder aufgebaut, eine Glanzleistung. Wir kamen nun bis Maux, 50 Kilometer vor Paris. Bei Peuchard, einem Dorf in der Nähe von Maux, kam es zum Gefecht, wir erhielten feindliches Geschützfeuer und mußten im heftigsten Kugelregen durch das Dorf, in dem sich Turkos befanden. Die Straßen waren besät mit verwundeten und toten Turkos„ und wir stürmten weiter gegen den sich auf hügeliges Gelände zurückziehenden Feind vor, den unsere Artillerie heftig beschoß. Am Hügelkamme waren deutlich hoch zu Roß französische Offiziere zu erkennen, deren Kaltblütigkeit ich beobachten konnte. Im Dorfe gab eine deutschsprechende Frau unseren ermatteten Leuten Wein, wir versuchten uns ein wenig zu erfrischen und machten einen Augenblick Halt. Die Sonne ging rotglühend über dem Gefechtsfeld unter, das Feuer verstummte allgemach, man hörte noch vereinzeltes Schießen, sah hie und da noch einen fliehenden Turko im Feuer zusammenbrechen, angeschossenes Vieh schrie kläglich, die Dunkelheit brach herein. Das Sanitätspersonal sorgte für die Verwundeten; auf die Helfer gingen leider sehr häufig verwundete Zuaven mit dem Messer los, so daß viele in der Notwehr erschossen werden mußten. Man hatte diesen armen Kerlen eingeredet, daß die Deutschen jeden verwundeten oder gefangenen Feind umbringen.

Spät abends beim Weitermarsch unserer Truppen schlugen plötzlich ungefähr 50 Meter entfernt von uns Granaten und Schrapnells ein, es wurde uns gemeldet, daß der Feind eine zu große Übermacht hätte und wir zurück müßten, Wir marschierten nun, nachdem wir das Gefecht von 5 Stunden ausgehalten hatten, zurück, ohne Aufenthalt die ganze Nacht hindurch, bis wir gegen 1/2 6 Uhr morgens bei Trosse an-

kamen. Der Rückzug vollzog sich in vollkommener Ordnung, ohne daß wir vom Feinde verfolgt oder belästigt wurden. Die Anstrengungen des Tages und der schwere Nachtmarsch hatten jedoch die Truppen so angestrengt, daß von unserer Kompagnie nur 30 bis 40 Mann in Trossy ankamen. Alle übrigen waren vor Erschöpfung am Wege liegen geblieben und kamen erst später nach oder mußten nachgefahren werden. Das war am Sonntag, den 6. September. Nachdem wir ungefähr 4 Stunden Ruhe gehabt hatten, kam der Befehl, Schützengräben auszuheben. In diesen Deckungen lagen wir vier Tage unter beständigem feindlichen Schrapnell- und Granatenfeuer, bei strömendem Regen abwechselnd mit Sonnenschein; nachts erhielten wir Essen von den Feldküchen; an eine Ruhe war dabei nicht zu denken, obwohl uns schließlich die Abspannung so überwältigte, daß wir mitten im höllischen Feuer einschliefen. Große Verluste hatten wir in unserer Deckung nicht, trotzdem wir auch noch aus dem vor uns liegenden Dorf Etabilly und feindlichen Schützengräben Infanteriefeuer erhielten. Für den fünften Morgen kam der Befehl, die jenseits des Dorfes liegenden Höhen zu nehmen, obwohl die feindliche Stellung sehr stark war. Beim Vorgehen wurde das feindliche Feuer erheblich verstärkt, doch erreichten wir das Dorf und machten zum weiteren Vordringen hinter der Kirchhofsmauer Halt. Es wurde befohlen, weiter ins Dorf vorzudringen. Die Dorfstraßen besät mit Toten und Pferdeleichen, an denen die halbverhungerten Schweine fraßen, angeschossenes Vieh irrte brüllend durch die Straßen, brennende und verbrannte Häuser, dicker beißender Qualm, ein widerlicher Geruch und dazu ein außerordentlich starkes Feuer des Feindes jeder Art, Artillerie, Maschinengewehre, Infanterie. Besonders die auf den Dorfausgang führende Straße, nach der zu stürmenden Höhe zu, wurde stark bestrichen, so daß es fast unmöglich schien, dort durchzukommen. Ich wurde nun zur Bedeckung einer außerordentlich weit vorgeschobenen Batterie befohlen, mein Zug hatte das ... Infanterieregiment, das starke Verluste gehabt, zu verlängern. Ich ging in einem Wäldchen vor mit ein paar Leuten und sah ca. 300 Meter vor mir einen französischen Posten in Lebensgröße, den wir uns sofort von der Anhöhe herunterholten, auf welcher er beobachtete. Auf eine Entfernung von

ungefähr 3 Kilometern konnte ich die Franzosen deutlich beim Schanzen und Graben beobachten und machte Meldung. Bei dem Angriff auf das Dorf war mit vielen Soldaten unserer Kompagnie mein Kamerad Leutnant Zoch gefallen, ich holte den Arzt, um den Tod festzustellen. Wir begruben ihn, und als ich an seinem Grabe das Vaterunser sprach, griff die kleine Zeremonie mich und meine Leute mächtig ans Herz. Wir zimmerten ein kleines Kreuz und hängten seine Feldbinde daran. Mitten hinein in unser Liebeswerk kommt der Bataillonsadjutant in rasendem Galopp angesaust und befiehlt uns, sofort ins Dorf zurückzukommen, aus welchem wir uns — um den Kameraden zu begraben — entfernt hatten. Im Laufschritt zurück, schon im Schrapnellfeuer und zur Kompagnie, die schon stark zusammengeschmolzen war; in einem Schweinestall hatte sich mein Zug gesammelt. Es war schon völlig dunkel, und plötzlich fegen wieder feindliche Infanteriegeschosse über das Dorf hinweg. Hinaus aus dem Dorf auf die Höhe; der Oberstleutnant läßt das Signal „Das Ganze halt" blasen. Die Kompagnie sammelt sich beim Kirchhof, neben einer Feldscheune, die hellauf brannte. Vor uns hörten wir nun französische Rufe „En avant" und Signale; wir geben Feuer, auch unsere Maschinengewehre setzen ein. Die 11. Kompagnie macht Gefangene, die sich freiwillig ergeben und geht nun in rasendem Feuer weiter vor, wir mit. Der Oberstleutnant v. Hering stürzt mit dem Ruf: „Helft mir, ich bin verwundet" in meiner Nähe nieder, und ich trage ihn mit ein paar Leuten aus dem immer mehr anwachsenden Feuer hinter die Kirchhofsmauer. Beim Schein der brennenden Feldscheune sah ich entsetzliche Leiden unserer Verwundeten, unser armer Oberstleutnant starb; neben mir deckte ich einem Kameraden in den letzten Zügen meinen Offiziersmantel über, das laute Weinen, Jammern und Stöhnen riß mir an den durch die Erlebnisse der letzten Stunden reichlich angespannten Nerven. Das Feuer wurde schwächer, es kam der Befehl zum Rückzug in unsere Stellungen bei Trossy. Unsere Kompagnie wurde abgelöst aus den Schützengräben und lag hinter einer Scheune am Dorfrand in Deckung. Unser Major, der das Regiment jetzt übernommen hatte, gab mir nun den Auftrag, zu erkunden, ob Seitendeckung nötig. Ich mache Meldung nach Rück-

kehr, komme zur Kompagnie zurück und kurz nach meinem Eintreffen schlägt dicht vor der Scheune, hinter welcher wir liegen, eine Granate ein, durchschlägt das Dach, platzt im Garten und verwundet eine Anzahl meiner Leute. Wir mußten nun das Dorf Trossy räumen, gingen in Schützenlinien mit weiten Abständen zurück. Über uns erscheint ein französischer Flieger. Wir schießen nicht, um unsere Stellungen nicht zu verraten.

Gegen Abend sollten wir endlich einmal Ruhe haben; aber wie schon oft, war die Hoffnung auf das ersehnte und unserem Körper so notwendige Ausruhen wieder trügerisch, wieder wurde die ganze Nacht bis morgens 5 Uhr flott durchmarschiert. In dieser Nacht hatten wir durch das Gefecht und die Erschöpfung die Verbindung mit unserem Korps verloren, mußten unglaubliche Marschanstrengungen machen, durch andere Korps, die friedlich beim Abkochen lagen, durchmarschieren, schweren Herzens, leichten Magens, neidischen Auges, um es wiederzufinden. Wir begegneten dem Regiment . ., das französische Kolonialtruppen gefangen hatte, die in dem kalten Regenwetter bis auf die Haut naß mit ihren weißen Pumphosen vor Frost wie Espenlaub zitterten. Endlich kamen wir zum Essen, aber kaum ein paar Löffel im Leibe, ging es schon wieder weiter als Unterstützung in Bereitschaftsstellung auf freiem Feld bei scheußlichem Regenwetter. Dann kamen wir endlich zur Ruhe und zogen am nächsten Morgen nach Soissons. Dort sahen wir bei einer dreistündigen Rast nach vielen Tagen endlich einmal unsere Gefechtsbagage wieder und ich konnte mal wieder mir einige Bequemlichkeiten aus meinem Koffer verschaffen. Wir bezogen dort Quartiere, und ich kaufte mir in der Stadt einiges Notwendige ein, bekam auch mal ordentliches Essen, sogar eine Flasche Sekt beim Bataillonsstab, und machte dann bis spät in die Nacht Erkundungsritte als Vertreter des Stabsadjutanten, der überanstrengt war. Morgens 1/2 4 Uhr gings schon weiter. Abends kamen wir nach Nouvron. Es goß in Strömen. Bei diesem Guß mußten sich unsere Leute in Schützengräben noch am selben Abend eingraben, dreimal wurden noch die Stellungen gewechselt, immer wieder mußte neu gegraben werden, bis wir endlich gegen Mitternacht in den Gräben zur Ruhe kamen. Am

Morgen griffen die Franzosen bis auf 200—300 Meter an, zogen sich aber zurück, und Artillerie beschoß unsere Stellungen. Ohne große Wirkung beschossen sie Tag für Tag unsere Schützengräben und verschwendeten unglaubliche Mengen Munition. 8 Tage lang lagen wir ihnen bei scheußlichem Regen, in feuchten Kleidern auf fauligem Stroh gegenüber bis auf 900 Meter am Feind und hatten nur dann Verluste, wenn mal einer über dem Grabenrand herausah. Vor uns lag eine Scheune, aus der wir fortgesetzt beunruhigt wurden, konnten aber die Schützen nicht zum Schweigen bringen; jeder Angriff einzelner Trupps wie ganzer Abteilungen schlug fehl. Die Stimmung sank in unseren Stellungen, abgeschnitten von der Welt, ohne Kenntnis dessen, was draußen vorgeht, ohne Briefe oder Zeitungen; selbst die fröhlichsten waren ernst geworden. Die Leute litten unter der Nässe und Kälte, viele Erkrankungen kamen vor. Eines Abends 1/2 8 kam der Befehl zum Angriff, mörderisches Feuer, der Feind geht zurück, die Scheune vor uns wird in Brand geschossen. Der Angriff mußte aber abgebrochen werden, damit wir nicht in unser eigenes Artilleriefeuer hineinliefen. Wir gingen in unsere Schützengräben zurück. Weiter beschoß uns die feindliche Artillerie. Ein Hauptmann vom Stabe schrieb vor dem Hause an seine ihm eben angetraute Gattin — mitten im Schreiben sank er von einem Geschoß getroffen tot nieder. Im Schützengraben wärmten wir uns friedlich unter dem Feuer der Gegner in der Sonne, trockneten unsere durchnäßten Kleider, ich war ein wenig eingenickt, da ein furchtbares Krachen, wie ein Stockhieb traf es meinen Rücken, vor mir sehe ich Blut, zuckende, wimmernde Menschen, eine Granate war vor uns eingeschlagen, war durch die Brustwehr des Grabens gedrungen und hatte mehrere Leute verwundet. Ich hatte einen Granatsplitter in den Rücken erhalten, der nicht sehr schmerzte, tröstete die Leute und ging mit ihnen zum Verbandsplatz in der Kirche von Nouvron. Ich ließ mich verbinden, blieb einen Tag dort, aber der Verbandsplatz füllte sich immer mehr; die Marschfähigen sollten zum nächsten Dorf zur großen Bagage, aber es hielt mich nicht, ich ging wieder zurück zur Kompagnie, um wieder mitzumachen. Unser Kompagnieführer Oberleutnant W. war froh, daß ich als einziger aktiver Offi-

zier zurückkam, alle anderen, der Hauptmann und die übrigen Offiziere, waren schon verwundet oder gefallen. Es blieb im Schützengraben dasselbe Bild wie in den vorangegangenen Tagen. Regen, dann 7 Uhr früh, bum, die Kanonen bis Mittag, Pause, nachmittag bum, bum, bis abends und so gegen $9^1/_2$ Uhr abends peng, peng, scharfes Gewehrfeuer. Am Sonnabend endlich wurden wir vom Reserveregiment .. abgelöst und bezogen deren Quartiere. Sie hatten sich in einem Walde an so versteckt em Orte, daß wir hingeführt werden mußten, regen- und kugelsichere Erdhöhlen gebaut, die trocken und wohnlich waren, sie kamen uns gegen die bisherigen offenen Gräben wie Schlösser vor. Wir hatten in jeder Höhle Lichter, die aus den Opferstöcken in den Kirchen stammten, und oben waren die tiefen Gruben mit Laub über den Erdwällen gedeckt, das den Regen abhielt und uns unsichtbar machte. Ein schönes Gefühl, sich einmal wieder hinlegen, in Ruhe essen und sich ausstrecken zu können. Wir gingen früh schlafen, der nächste Tag war ein Sonntag. Da um 4 Uhr früh, Alarm, Befehl zum Angriff. Wir als Ersatz wieder in unsere alten Schützengräben, in denen wir plötzlich scharfes Artilleriefeuer erhalten, so daß wir zurückweichen mußten, anstatt das voran kämpfende Regiment zu unterstützen. Hier, ungefähr 1000 Meter vor Nouvron, dachte ich mir, wenn ich hier verwundet werden sollte, wäre es gut, hier würde man mich finden. Meine Ahnung sollte mich nicht getäuscht haben; als wir wieder vorgingen, bekam ich meinen Knochenschuß in den linken Unterschenkel und stürzte. Die Kompagnie, die den Führer fallen sah, wir waren nur noch zugstark, wollte auch nicht weiter, bis ich sie damit anfeuerte, daß sie doch ihre Kameraden da vorn nicht im Stich lassen sollten. Das half. Sie stürmten weiter, die braven Kerls. Es war nicht weit von Vezaponin, wo man mich aufhob und per Auto nach Thaumy ins Krankenhaus brachte. Dort hörte ich mit Entzücken nach langer Zeit wieder die erste deutsche Frauenstimme, und als ich am Morgen eine Tasse guten Kaffee mit einer richtiggehenden Schmalzstulle bekam, waren alle Schmerzen und Strapazen vergessen. Mit einem Lazarettzuge wurde ich über Belgien, Aachen nach Hamburg befördert. In Belgien fuhren

wir mit abgeblendeten Lichtern, da Lazarettzüge schon beschossen worden waren. Von Hamburg wurde ich nach Berlin und in die Charité befördert.

Dixmuiden.

Am 19. Oktober 1914 erhielt Regiment . . . die Feuertaufe. Nach tagelangen Märschen war das Regiment in die Nähe des äußerst stark befestigten Dixmuiden, an das Dorf Boberkerke gekommen. Noch befand es sich in Marschkolonne, als es plötzlich von starkem Maschinengewehrfeuer überschüttet wurde. Alles warf sich auf den Boden; es war gerade, als ob ein Bienenschwarm über unseren Köpfen hinsumme, dazwischen hörten wir leider auch hin und wieder das eigentümliche pitsch-pitsch, welches anzeigt, daß eine Kugel eingeschlagen hat. Kaum hatte sich das Feuer etwas gelegt, als wir in Zügen ausschwärmten und gegen das Dorf vorgingen. Unsere Geschütze unterstützten uns lebhaft, und so gelangten wir durch stark hinderliches Dickicht doch glücklich an den Rand des Dorfes. Dort pflanzten wir die Seitengewehre auf und stürmten mit Hurra in den Ort. Aber kein Feind zeigte sich uns; er hatte für geratener befunden, sich zurückzuziehen. Ein einziger französischer Soldat lag auf der Dorfstraße in seinem Blute. Doch auch bei uns hatte der Tod sich bereits ein Opfer ausersehen. Eine heimtückische Franktireurkugel setzte einem jungen tapferen Menschenleben das Ziel. Wir umstellten zwar sofort das Gebäude, aus welchem der Schuß gefallen war, — aber vergebens: der Täter blieb unentdeckt. Wenige Minuten später ging das Haus in Flammen auf. Wir marschierten weiter und lagerten uns endlich spät abends auf einem Felde. Aus den Schobern, die man in Belgien häufig findet, holten wir uns Stroh und legten uns nieder, um wenn möglich, einige Stunden zu schlafen. Aber Kälte und Regen ließen uns nur wenig zur Ruhe kommen. Es war aber auch alles dazu angetan, uns wach zu erhalten. Während der ganzen Nacht durchheulten die Schrapnelle die Luft, platzten gleich Feuerkugeln und ließen ihre Stücke gleich Sternschnuppen zur Erde fallen. Am Himmel zogen zeitweilig die Sterne auf, wenn wieder eine Regenwolke vor-

übergehuscht war, — sonst umgab uns undurchdringliche Finsternis, in welche der Schimmer brennender Gehöfte um so schauriger hineinleuchtete. — Die Nacht verlief ohne Zwischenfall, auch der Tag verging, ohne daß wir uns weit von unserem nächtlichen Lagerplatz entfernt hätten. Gegen 6 Uhr nachmittags aber kam dann die Nachricht, unsere Geschütze hätten die feindlichen völlig unbrauchbar gemacht, und nun ging es vorwärts auf die Stadt E. zu. Unterwegs wurde wieder aus den Gehöften auf uns geschossen; die Stätten des Verbrechens wurden eingeäschert. Die Stadt E. war bereits von den Jägern genommen worden. Der Feind hatte sich ohne Widerstand nach Norden zurückgezogen, wohin wir ihm nun folgten und uns dann ungefähr 1 Kilometer von E. entfernt eingruben. Gegen 9 Uhr abends erhob sich in E. höllischer Aufruhr; vom Kirchturm herab wurden die Jäger, die schon Quartiere bezogen hatten, mit rasendem Maschinengewehrfeuer überschüttet. Aus allen Häusern schossen die Zivilisten auf die ruhenden Jäger.

Doch hatte das belgische Lumpengesindel die Rechnung ohne den Wirt gemacht; unsere Artillerie war schnell bei der Hand. Die alte ehrwürdige Kirche mußte ihren Schüssen natürlich zuerst zum Opfer fallen. Man wird sicher nicht verfehlen, bei dieser Gelegenheit wieder einmal über die „deutsche Barbarei" heuchlerische Klagen zu erheben. Darauf wurden die anderen Gebäude hergenommen. Bald genug zeigten sich die Wirkungen der Brandgranaten. Die Häuser gingen in Flammen auf und das Licht der Feuersbrunst beleuchtete uns bei unserer Arbeit, — keineswegs zu unserem Vorteil; denn trotz größter Kraftanspannung hatten wir unsere Gräben noch kaum bis zur Hälfte ausgehoben, weil der zähe Boden uns erhebliche Schwierigkeiten bereitete. Bald hatte der Feind uns bei der Arbeit gesehen und bescherte uns die ersten bleiernen Grüße. Stärker und stärker wurde das Feuer, wuchs endlich zu regelrechtem Schnellfeuer an und dauerte bis an den Morgen. Wie durch ein Wunder aber wurde niemand von uns verletzt. Ich selber bekam während der Nacht eine Kugel gegen die Schulter, die mir aber nur einen derben Schlag versetzte: der Feind mußte also von uns ziemlich weit entfernt sein. Das war eine der schlimmsten Nächte, die ich bisher erlebt habe. Als

wir uns gegen Morgen sammelten, schmerzten uns alle Knochen dermaßen, daß wir kaum kriechen konnten. Es war etwa 7 Uhr früh, als die ersten feindlichen Granaten und Schrapnells in der Luft über uns heulten. Der Feind war über unsere Stellung nur zu gut unterrichtet; wir erhielten in diesem Graben Volltreffer und sahen fürchterliche Verwundungen. Als wir uns am Morgen infolge des übermächtigen Geschützfeuers zurückzogen, hatte meine Kompagnie zehn Tote. Wir sammelten uns in einiger Entfernung von E. und erwarteten weitere Befehle. So war der Nachmittag des 21. Oktobers herangekommen, der in der Geschichte unseres Regiments unvergessen bleiben wird, der auch meinem Gedächtnis unauslöschlich eingegraben ist.

Wir waren etwa 1,5 Kilometer von Dixmuiden entfernt; dennoch kamen wir trotz heftigsten Feuers ohne jeden Verlust über diese Strecke hinweg und standen nun vor einem Gehöft still, um einige Minuten zu verschnaufen. Plötzlich geht neben uns eine Scheune in Flammen auf, und zu gleicher Zeit setzten die Maschinengewehre ein. Von vorn und von beiden Seiten pfiffen die Kugeln heran, ihre Opfer fordernd. Hier und dort sank ein Kamerad zu Boden, sich in Schmerzen windend. Dennoch stürmten wir weiter. Bald aber mußten wir die ganze Zwecklosigkeit unseres Vorgehens erkennen und haltmachen. In einer zerschossenen Gärtnerei hielten wir uns bis zum Abend und gingen dann zurück; etwa 200 Meter rückwärts gruben wir uns ein. Während der Nacht ließ uns der Feind unbehelligt. Als es am anderen Morgen hieß: „Regiment . . . in E. sammeln," da wurden die Verluste offenbar. Auch die andern Kompagnien hatten schwere Verluste erlitten. Nachdem wir uns in E. einige Stunden ausgeruht hatten, gingen wir wieder in Richtung Dixmuiden vor und gruben uns hinter E. ein. Da verblieben wir bis zum 24. Oktober, dann gingen wir wieder vor und setzten uns an einer Allee fest.

Es war am Sonntag, den 25. Oktober, morgens gegen 5 Uhr, als wir zum Sturm schritten; alles schien gut zu gehen, wir kamen sogar bis nach Dixmuiden hinein. Dort aber merkten wir, daß wir in eine Falle gegangen waren. Denn in Dixmuiden fanden wir zwei Kompagnien unseres Regimentes, ohne jede Unterstützung kämpfend

und arg zusammengeschossen. Es gab furchtbare Kämpfe, Mann gegen Mann; doch waren wir schon dabei, Gefangene zu machen, als, wohl um die Situation zu retten, die feindlichen Maschinengewehre mit wahnsinnigem Feuer einsetzten. Die Straßen wurden aus allen Richtungen von Kugeln bestrichen. Wer sie überschritt, wurde wie ein Sieb durchlöchert. Wie aus dem Boden gewachsen, stürmten die neu ermutigten Feinde in großer Zahl auf uns ein, um uns gefangen zu nehmen. Aber nichts davon! Was noch kriechen konnte, schlug sich heraus, oder fiel verwundet den Feinden in die Hände. Mir gelang es, mit einigen Kameraden wieder herauszukommen. Auch unsere Feinde hatten schwere Verluste erlitten. Unser Kampfesmut, und ihr eigenes Feuer hatten in ihre Reihen große Lücken gerissen. Besonders Kolonialtruppen lagen in großer Zahl in Dixmuiden. Mittlerweile hatte es begonnen, kräftig zu regnen. Bis auf die Haut durchnäßt, Gesicht, Hände und Kleider mit einer dicken Lehmschicht überzogen, — so langten wir in unserer alten Stellung wieder an. Vor Frost und Nässe zitternd, versuchten wir zu schlafen, was uns aber nicht gelang, — oder standen auf Wache. So verging nun Tag auf Tag. In der Nacht schossen die Feinde allemal wie besessen; sie fürchteten unsere Sturmangriffe zu sehr. Als sie es mit einem nächtlichen Angriff versuchten, erlitten sie in unserem Maschinengewehrfeuer furchtbare Verluste. Wir bekamen nun Befehl, uns an die feindlichen Stellungen heranzugraben. Das klappte denn auch. Tag und Nacht arbeiteten wir, ohne uns von dem heftigsten feindlichen Feuer stören zu lassen. In der Nacht vom 28. zum 29. Oktober war unser erstes Bataillon vom zweiten abgelöst worden, und wir zogen wieder in die Nacht hinaus auf E. zu. Wir dachten schon an Ruhe, sahen uns aber darin gar bald getäuscht. Wir marschierten den ganzen Tag hindurch und waren gegen 4 Uhr am Yserkanal angelangt. Dort hieß es wieder: Sturm! Wir setzten uns mehrere 100 Meter jenseits des Kanals (dieser war schon vorher von den 15. Jägern dem Feinde unter schweren Verlusten abgenommen worden) fest, den Angriff mit dem Tode vieler lieber Kameraden, auch mit dem unseres Majors bezahlend. Nun ging es wieder in jeder Nacht vor; mancher nahm ein unfreiwilliges Bad, denn dieser Teil des

Landes war kreuz und quer von tiefen Wassergräben durchzogen. Hier am Kanal hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, die vortreffliche Schußwirkung unserer schweren Geschütze zu beobachten. Hinter uns lag die schwere bayerische Artillerie, welche die feindlichen Schützengräben unaufhörlich mit 21 cm-Granaten bedachte. Schuß für Schuß war ein Volltreffer. Mit einem guten Feldstecher konnte ich beobachten, wie bei jedem Schuß die Feinde durcheinander flogen. Was noch unverletzt war, machte sich eiligst aus dem Staube. Doch konnten wir diesen Vorteil nicht ausnützen; vor uns lag Graben an Graben, über welche wir ohne Brücken nicht hinweggelangen konnten. In der Nacht vom 1. zum 2. November hieß es plötzlich, zurückgehen; der Feind hatte die Dämme durchstochen in der Absicht, uns regelrecht zu ersäufen. Aber wir waren schneller als das Wasser. Nach etwa drei Stunden Marsch kamen wir in Ortsquartier. Hier erlebte ich die schönste Reformationsfeier meines Lebens. Am Grabe unseres Majors v. P. sprach ein Feldgeistlicher Worte, die uns allen die Tränen in die Augen trieben. Am Schluß der Feier spielte unsere Regimentskapelle das alte Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden." Das Lied hatte jeder von uns sicher hundertmal gesungen und spielen gehört, und sich nie etwas dabei gedacht; als wir aber nun die Weise so unendlich wehmütig gespielt hörten, da ging jedem das Herz über. Da war keiner, dem nicht die Tränen die Backen hinunterliefen. Hatte doch jeder schon einen lieben Freund und Kameraden verloren. So auch ich: am 29. Oktober hatte ich einen treuen Kameraden, meinen Schwager, wegen eines Gesäßschusses zurücklassen müssen. Nach der Feier suchten wir unsere Quartiere auf, hingen schweren Gedanken nach und legten uns zeitig zur Ruhe nieder; denn wer wußte, was der kommende Tag bringen würde! Am nächsten Morgen ging es wieder los; Bixschoote war unser Ziel, wo wir dann einige Tage in Reserve lagen, allerdings im Bereich des feindlichen Feuers. Auch hier gab es Tote und Verwundete. So brach die Nacht vom 9. zum 10. November heran. Wir erhielten Befehl, vorzugehen, und langten nach Kreuz- und Quermärschen schließlich wieder in unserer alten Stellung vor Dixmuiden an. Hier hatte sich der Rest des Regiments bis auf etwa 50 Meter an den Feind herange-

arbeitet. Die Nacht verbrachten wir im vordersten Schützengraben, und warteten ungeduldig des kommenden Tages. Gegen 11 Uhr kam die Nachricht, daß um 1 Uhr auf der ganzen Front gestürmt werden sollte. Sturmgepäck wurde gerollt, und mit dem vernichtenden Feuer unserer Geschütze brachen wir aus unseren Gräben hervor. In Dixmuiden hatten unsere Artilleriegeschosse furchtbar gewirtschaftet; da war kein Stein mehr auf dem anderen, und die Schützengräben waren von Leichnamen erfüllt. Nun kam der vernichtende Schlag auf unseren Gegner; an ihm ließen wir unsere furchtbare Wut aus. Wo er sich zur Gegenwehr stellte, wurde er niedergestochen; was entfloh, fiel der Kugel zum Opfer. Es werden wenige ihr Ziel gefehlt haben! Im Sturm rasten wir durch den ganzen Ort, die gefallenen Kameraden rächend, die der grüne Rasen deckte, ohne daß sie an den Feind gekommen waren. Große Beute aller Art fiel in unsere Hände, dazu viele Gefangene. Am Nachmittag des 10. November war endlich das schwer umstrittene, stark befestigte Dixmuiden ganz in unserer Hand. Der Tag setzte meinem Kriegerleben vorläufig das Ziel, da ich durch Lungenschuß verwundet wurde.

Von den Kämpfen bei Ypern.

Aus einem Feldpostbrief.

Bisher konnte ich immer nur auf kurzen Karten das Wichtigste berichten, jetzt habe ich endlich unfreiwillige Muße zu einem längeren Brief, durch meine Verwundung. Ich kann natürlich nicht alles schildern, was ich erlebt habe — ich habe in 8 Tagen mehr erlebt, als bisher in Jahren — ich will nur einige besonders bedeutsame Tage herausgreifen. Ich erhielt die Feuertaufe in der Nacht vom 20. auf 21. Oktober. Wir wußten, daß der Feind 18 Kilometer westlich Kortryk eine befestigte Feldstellung eingenommen hatte und glaubten, es mit einer englischen Söldnerarmee zu tun zu haben, die bei unserm Anmarsch Reißaus nehmen werde. Wir haben uns schwer getäuscht; wir hatten beste englische Kolonialtruppen vor uns, Leute, die wie Gift schossen, und englische Marineartillerie, die mit großer Sicherheit unsere Stellungen und Kolonnen beschoß, die ihnen ihre

zahlreichen Flieger durch die Art ihres Fluges oder durch heruntergeworfene Leuchtkugeln anzeigten. Der Vormarsch bei Nacht zeigte uns in allen Richtungen brennende Dörfer, und am Himmel anstatt friedlicher Sternschnuppen leuchtende Granaten, die zum Teil ganz in unserer Nähe platzten. Bei Dadizeele bekamen wir den Befehl, uns einzugraben; kaum hatten wir damit begonnen, als von vorn, von Bezelaire, wo wir starkes Gewehrfeuer hörten, die Bitte um rasche Unterstützung kam. Unser Bataillon wurde zur Verstärkung bestimmt, und nun ging's los, in dunkler durch Flammenschein und Granaten zeitweilig beleuchteter Nacht, in eiligstem Tempo nach dem brennenden Bezelaire. Die Straße war mit zurückgehender Artillerie gesperrt, die zu weit vorgegangen war; wir selbst marschierten, so gut es ging, links und rechts neben der Straße. Bald pfiffen auch verirrte Gewehrgeschosse um unsere Köpfe. Als wir in Bezelaire ankamen, war das Gefecht vorübergehend ruhig; wir erhielten daher den Befehl, uns einzugraben und auf den Morgen zu warten. Während des Grabens ging das Feuer wieder los; eine Kugel nach der anderen pfiff mit scharfem ſſt, ßt — über uns weg, ohne daß wir sehen konnten, woher sie kamen; sie galten auch nicht unmittelbar uns, sondern unseren Kameraden, die vor uns im Schützengraben lagen. Wir gruben uns ein, zunächst liegend; es war — wie auch später so manchesmal — ein Graben auf Leben und Tod; ich selbst hatte keinen Spaten, habe mir aber dann bei nächster Gelegenheit von einem gefallenen Kameraden einen verschafft. Obwohl wir keine Verluste hatten, war es doch eine unheimliche Nacht; wir waren alle froh, als es Tag wurde und wir zur Besetzung eines Straßengrabens vor uns bestimmt wurden. Auch hier erhielten wir Feuer, ohne zu sehen, woher, und die ersten Verluste. Selbst schießen durften wir nicht, da noch Kameraden vor uns lagen. Zu dem feindlichen Infanteriefeuer gesellte sich Franktireurfeuer aus allen Rübenäckern rechts und links, ohne daß wir die Äcker absuchen und säubern durften, feindliche und schließlich beinahe auch eigene Granaten. Wieder war das Gefühl, selbst nichts zu sehen und beim ganzen Kampf nur passiv beteiligt zu sein, recht unbehaglich. Unsere Artillerie schoß übrigens mächtig, was Musik in unseren Ohren war; und abends

gegen 4 Uhr schien der Gegner erschüttert; jedenfalls kam der Befehl zum Sturm. Wir stürmten also vorwärts, vorwärts durch fast deckungsloses Gelände gegen einen Gegner, der nichts weniger als erschüttert war. Unser Hauptmann fiel an der Spitze der Kompagnie, nach ihm zwei Zugführer und viele, viele Kameraden. Wir mußten zurück. Ich selbst war etwas seitwärts gekommen und hatte mit Kameraden von anderen Kompagnien eine kleine Erdwelle erreichen können, die wir liegend auf Leben und Tod zum Schützengraben umwandelten. Der neue Graben bot uns Deckung und gute Gelegenheit zum Schießen; ich war froh, endlich zu Schuß zu kommen und feuerte, bis die Dunkelheit uns das Ziel nahm. Dann wurden wir nach rückwärts gesammelt. Die Nacht sollten wir uns in Bezelaire erholen, aber überall, wo wir standen und lagen, pfiffen die Kugeln, so daß es eine wenig geruhsame Nacht war; von Schlafen keine Rede; auch hier war es ein Glück, daß es endlich Morgen wurde. An diesem Tag waren wir hinter dem Dorf, Artilleriedeckung; in unserer nächsten Nähe platzten die feindlichen Granaten; als ich mit ein paar anderen Kameraden einen Verwundeten in die Kirche schleppte, platzten 4 auf einmal in nächster Nähe; es war das reinste Wunder, daß wir ihnen nicht mitsamt unserem Schützling zum Opfer fielen.

In der darauf folgenden Nacht mußten wir uns wieder hinter der vordersten Schützenlinie schrapnellsicher eingraben; wir arbeiteten wieder wie rasend; als der Tag anbrach, saßen wir zwar etwas eng, aber mit dem Gefühl der Sicherheit in unseren Löchern und brachten dort einen halben Tag zu, während über uns Schrapnells platzten und Kugeln pfiffen, ohne uns etwas anhaben zu können. Plötzlich kam nachmittags gegen 1 Uhr der Befehl, unser Bataillon solle aus den Gräben heraus, zurück ins Dorf, zwecks anderweitiger Verwendung. Erst nachts bekamen wir wieder einen Auftrag, nämlich den, einen bestimmten Geländestreifen nach Franktireurs abzusuchen; ich durchsuchte mit Taschenlaterne und Mauserpistole verschiedene Häuser, ohne etwas zu finden. Da wir bei weiterem Vorgehen in das Feuer des Nachtgefechtes gekommen wären, mußten wir wieder zurück. Im Dorf fanden wir unseren Feldwebel und unseren Zugführer nicht mehr, sie waren abgesprengt worden; wir legten uns

einfach todmüde in zerschossene Häuser platt auf den Boden und versuchten, ein paar Stunden zu schlafen. Über uns krachten Granaten, pfiffen die Gewehrkugeln. Am anderen Morgen brachte ich etwa 70 bis 80 Mann der Kompagnie zusammen. Wir suchten uns hinter einem Haus möglichst gegen die Schüsse zu decken. Vor dem letzten Hause blieb unser Trupp noch einmal in Deckung stehen; unser Führer, Leutnant G., fragte, wer sich freiwillig erbiete, in die Schützenlinie vorzudringen, den Major v. D. aufzusuchen und von ihm zu erfragen, wohin wir rücken sollten, sowie zu erkunden, auf welche Weise wir unter möglichst geringen Verlusten durch den Geschoßhagel vordringen könnten. Ich meldete mich, legte meinen Rucksack weg — ich habe ihn nie mehr gesehen — und mit „Gott befohlen, Brüder" lief ich los. Links und rechts von mir pfiffen die Kugeln, lagen Tote, lagen Lebendige in den kleinsten Deckungen; hinter einer kleinen weißen Kapelle, die einigen Schutz gewährte, stauten sich 6—8 Deutsche. Ich mußte weiter, in ein brennendes Dorf, durch das sich unsere Schützenlinie zog. Nach einigem Suchen fand ich den Major, brachte die Meldung, er gab mir die Befehle und rief noch „Wenn sie nicht sofort kommen, ist die Stellung verloren". Ich rannte zurück ins Dorf, immer im Kugelregen, überbrachte die Meldung; gruppenweise ausgeschwärmt ging unser Häuflein vor. Kaum waren wir vorn, hieß es auf einmal: der Gegner geht zurück! Wir konnten das nicht sehen, aber der Ruf ging wie ein Lauffeuer durch die Reihen und dann „Seitengewehr pflanzt auf" und „Vorwärts Kameraden!" Zunächst ging ich noch durch dichtes Gebüsch, in dem ich nichts sah. Dann gings raus aus dem Gebüsch, vor uns lagen viele Gefallene, dann ein feindlicher Schützengraben und Häuser, aus denen fortgesetzt auf uns gefeuert wurde. Zurückgehende Gegner habe ich nicht gesehen; erst als wir uns dem Graben auf etwa 30 Meter näherten, versuchten die Engländer draus zu entweichen und hinter den Häusern Deckung zu nehmen; es kam aber keiner lebendig weg; mit aufgepflanztem Bajonett, stehend, knallten wir alle nieder. Dann kams zum Häuserkampf mit allen Greueln und Opfern eines solchen. Ein Maschinengewehr betätigte sich mit fabelhafter Tapferkeit und Erfolg in der vordersten Linie. Nach dem Häuserkampf ging's weiter, über

ebenes Gelände vor; ich wußte gar nicht, daß wir hier noch mehr Gegner vor uns hatten; es zeigte sich aber, daß wir fast im Weg glücklichen Zufalls dem Gegner in die Flanke gekommen waren: wir konnten also mehrere feindliche Schützengräben, die vorn uneinnehmbar waren, und gegen die wir 3 Tage vorher unter großen Verlusten vergeblich angerannt waren, nun mühelos von der Seite ausheben. Von Engländern sah man zunächst nichts; auf einmal sahen wir weiße Taschentücher an den Gewehren hochgehoben und dann stiegen sie reihenweise aus den Gräben heraus. An einem der Graben war ich zufällig am weitesten vorn, ich brüllte furchtbar Hurra und muß mit meinem Bajonett, meinem struppigen Kriegsvollbart und meiner großen Brille sicher sehr zum Fürchten ausgesehen haben. Ich schoß in den Graben, der keine weiße Flagge zeigte, hinein, alsbald zeigten sich weiße Flaggen — Taschentücher an Gewehre gebunden — und es entstiegen dem Graben, wie die Geister aus der Unterwelt, ein Trupp Engländer, vielleicht 100; ich faßte einen Offizier, der vorn dran war, und war eben im Begriff, ihn zu entwaffnen, als er mir von einem deutschen Offizier abgenommen wurde. Beim weiteren Vordringen faßte ich einen zweiten Offizier, dem ich seinen Degen und ein Diktionaire abnahm. Den Degen habe ich lang mit mir herumgeschleppt; ich wollte ihn als Erinnerung und als Beweisstück behalten, mußte ihn aber später, da er mich hinderte, doch liegen lassen. Ich vergrub ihn und ließ mir nur von einem Offizier, der gerade in der Nähe war, die Tatsache des Besitzes bescheinigen.

Nachdem das Feld gesäubert war, kam das Signal: das Ganze halt; das hätte befolgt werden müssen. An dem Flügel, an den ich geraten war, waren aber einige Draufgänger, die noch weiter vorwärts drängten. Ich wollte auch nicht zurück bleiben, und so stürmten wir unter Führung einiger Offiziere noch etwa 500 Meter weiter bis an einen Waldrand, wo wir wieder Feuer erhielten. Wir gruben uns wieder etwas ein und erwiderten das Feuer. Die Stellung war zu weit vorn, wir behinderten unsere Kameraden im Schießen und hatten selbst kein Schußfeld; wir mußten also wieder zurück in die eroberten englischen Schützengräben, in denen unsere anderen Kameraden es sich schon recht behag-

lich gemacht hatten. Wir konnten uns 2 Tage von englischen Konserven ernähren und bauten den Graben zur deutschen Festung aus. Die Verbindung nach rückwärts ging über offenes Gelände und konnte nur bei Nacht versucht werden, da wir fortwährend von den Engländern Feuer erhielten; namentlich durch Granaten und flankierendes Gewehrfeuer bekamen wir Verluste. Diese neue Stellung galt es nun zu halten; zunächst ohne jede Aussicht auf Verstärkung, dabei mußten wir jeden Augenblick auf einen englischen Gegenangriff gefaßt sein. Zwei Nächte lang warteten wir vergeblich auf den Angriff der Engländer, am dritten Tage stand ich wieder mit einigen Leuten, dem Landwehrmann M. und dem Freiwilligen S. am vordersten Graben und verfeuerte etwa 120 Patronen in aller Seelenruhe, z. T. auf Engländer, die ich sah, z. T. auf verdächtige Geländepunkte, Hecken, Fenster und Dachluken, in denen wir Gegner vermuteten, die Engländer erwiderten unser Feuer; trotzdem rauchten meine beiden Kameraden während des Schießens behaglich ihre Pfeife. Auf einmal wurde S. durch einen Fleischschuß verwundet; ich versprach ihm, ihn rächen zu wollen und setzte die Schießerei fort. Auf einmal hatte ich das Gefühl, als ob mir jemand mit der Keule auf den Kopf schlüge und fiel wohl in den Graben hinein; dort nahm ich den Helm ab, den das Geschoß zweimal glatt durchschlagen hatte und fing an tüchtig zu bluten. Schmerzen hatte ich eigentlich keine und habe nie welche gehabt, außer etwas Kopfweh. Mein Kamerad verband mich mit seinem Verbandpäckchen, so daß die Bluterei bald nachließ; dann gab er mir seinen eigenen Mantel, seinen Kopfschützer und seine Mütze; meine eigenen Sachen waren alle bei dem Rucksack zurückgeblieben und für mich verloren. Ich werde dem lieben Kameraden dafür stets dankbar sein. Ich blieb bis zur Dunkelheit im Graben, also noch etwa 5 Stunden; dann ging ich unter dem Schutz einer Gefechtspatrouille rückwärts zum Verbandplatz und war sehr froh, als ich aus dem Bereich des Strichfeuers gekommen war.

Schwäbischer Merkur, Stuttgart.

Die Kämpfe bei Soissons.

Ausführlicher Bericht aus dem Großen Hauptquartier.

Die in den letzten Tagesberichten nur kurz mitgeteilten Kämpfe nördlich Soissons haben zu einem recht beachtenswerten Waffenerfolg für unsere Truppen geführt, die dort unter Leitung des Generals der Infanterie von Lochow und des Generalleutnants Wichura gekämpft und gesiegt haben.

Während des Stellungskrieges der letzten Monate hatten die Franzosen in der Gegend von Soissons aus einem Gewirre von Schützengräben bestehende Stellungen inne, die sich auf dem rechten Aisneufer brückenkopfartig nordwärts ausdehnten.

Auf dem Westflügel des in Frage kommenden Kampffeldes steigt westlich der Bahn Soissons—Laon aus dem breiten Flußtal eine vielfach zerklüftete und reich bewaldete Höhe empor, auf deren oberstem Teil die Gräben von Freund und Feind einander dicht gegenüber lagen, beide Teile bestrebt, sich durch Sappenangriff in den Besitz des höchsten Punktes zu setzen. Östlich der Höhe liegt zu ihren Füßen im Tal das Dorf Crouy; an diesem vorbei zieht in einem tief eingeschnittenen Grunde die Bahn Soissons—Laon nordwärts. Dicht östlich der Bahn sind eine Reihe von Steinbrüchen, in denen sich unsere Soldaten meisterhaft eingebaut hatten. Die sogenannte Steinbruchstellung bildet den westlichen Ausläufer der Hochfläche von Vregny, die sich lang und breit östlich der Bahn ausdehnt und die in ihrem ganzen südlichen Teile in französischem Besitz war. Von der Flußseite her schneiden mehrere lange und tiefe Schluchten in die Hochfläche ein. In ihnen fand die schwere Artillerie der Franzosen eine sehr günstige Aufstellung. Die am Rande der Hochfläche auf Bäumen hinter Stahlblenden und Brustpanzern sitzenden Beobachter lenkten das Feuer der schweren Geschütze flankierend gegen die deutschen Stellungen auf der genannten bewaldeten Höhe. Dieses Flankenfeuer richtete sich vor allem gegen die Schützengräben des Leib-Regiments und war am ersten Weihnachtsfeiertag ganz besonders heftig. Unter ungeheurem Munitionsaufwand setzte es am 7. Januar erneut ein; die brave Truppe hatte viel zu leiden; eine

Stellung, der sogenannte Maschinengewehrgraben, wurde buchstäblich vom feindlichen Feuer eingeebnet, die darin befindlichen Maschinengewehre wurden verschüttet. Nach dieser Feuervorbereitung schritt der Gegner am 8. Januar zum Angriff. Er drang auf einer Frontbreite von etwa 200 Meter in die deutschen Schützengräben ein und konnte trotz zahlreicher Versuche daraus nicht wieder vertrieben werden. Es kam hier in den Tagen und Nächten bis zum 11. Januar zu außerordentlich heftigen Nahkämpfen, wie sie erbitterter und blutiger kaum gedacht werden können; hier kämpfende Turkos fochten nicht nur mit Gewehr und Bajonett, sondern bissen auch und stachen mit dem Messer.

Die Lage drängte zu einer Entscheidung. Am 12. Januar setzten die deutschen Truppen zu einem Gegenangriff ein, der sich zunächst weniger gegen die bewaldete Höhe selbst als gegen die beiderseits anschließenden französischen Stellungen richtete. Schlag 11 Uhr erhoben sich zunächst aus der Steinbruchstellung unsere wackeren Soldaten, die in den Monaten des Harrens und Schanzens von ihrem Angriffsgeiste nichts eingebüßt hatten und entrissen in kühnem Ansturm dem Feinde seine zunächst gelegenen Schützengräben und Artillerie-Beobachtungsstellen. Sogleich ließ das französische Flankenfeuer gegen die bewaldete Höhe nach. Das Hauptziel dieses ersten Angriffs war kaum erreicht, als eine Stunde später — zwölf Uhr mittags — auf dem äußersten rechten Flügel unsere tapferen Schützen sich erhoben und im siegreichen Vorschreiten einen Kilometer Gelände gewannen. Nunmehr wurde auch zum Angriff gegen die bewaldete Höhe angesetzt, der Franzose zuerst aus den deutschen, dann aus seinen eigenen Gräben hinaus und die Höhe hinuntergeworfen, wo er sich auf halbem Hange wieder setzte.

Wie aus Gefangenenaussagen hervorgeht, glaubten die Franzosen, daß die erwartete Fortsetzung des deutschen Angriffs von der bewaldeten Kuppe, also vom rechten deutschen Flügel, ausgehen würde. In Erwartung eines Stoßes aus dieser Richtung warfen sie namhafte Verstärkungen nach dieser Stelle. Von den eroberten französischen Beobachtungsstellungen aus, wo das ganze Aisnetal samt Soissons mit Kathedrale zu Füßen liegt, konnte das Herankommen dieser

Reserven auf Kraftwagen und mit Eisenbahn gut beobachtet werden.

Der deutsche Angriff erfolgte am 13. Januar aber an ganz anderer Stelle. Völlig überraschend für den Gegner war es Mitte und linker Flügel der Deutschen, die sich als Angriffsziel die Besitznahme der Hochfläche von Vregny gesetzt hatten, auf der sich der Feind in einem ganzen System von Schützengräben eingerichtet hatte und ganz sicher zu fühlen schien.

Wiederum war es der Schlag der Mittagsstunde, der hier unsere Truppen zu neuen Taten aufrief. Punkt zwölf kam Leben in die deutschen Gräben, es folgte ein mächtiger Sprung; 12 Uhr 3 Min. war die erste Verteidigungslinie der Franzosen, 12 Uhr 13 Min. die zweite genommen, ein Flankenangriff von dem Wald von Vregny kam bei der Schnelligkeit des Vorgehens gar nicht mehr zur Wirkung, und am späten Nachmittag des 13. war der ganze Hochflächenrand in deutscher Hand.

Der Feind vermochte sich nur noch in den Mulden und auf den zum Aisnetal hinabfallenden Hängen zu halten. Das Gelingen dieses deutschen Angriffs brachte die in Gegend der bewaldeten Höhe gegen den deutschen rechten Flügel vordringenden Franzosen in eine verzweifelte Lage. Denn als am 14. Januar der äußerste rechte Flügel der Deutschen seinen umfassenden Angriff wieder aufnahm, und aus der Mitte — über Crouy — deutsche Truppen westwärts einschwenkten, da blieb den gegen die bewaldete Höhe vorgedrungenen Franzosen nicht anderes übrig, als sich zu ergeben. Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr, da die deutsche schwere Artillerie das Aisnetal beherrschte. Am gleichen Tage wurde der Feind auch von den Hängen der Höhen von Vregny hinuntergeworfen, soweit er nicht schon während der Nacht gegen und über die Aisne zurückgeflutet war. Eine Kompagnie des Leibregiments drang bei der Dunkelheit sogar bis in die Vorstädte von Soissons ein. Unsere Patrouillen säuberten das ganze Vorgelände bis zur Aisne vom Feinde. Nur in dem Flußbogen östlich der Stadt vermochten sich französische Abteilungen noch zu behaupten.

In den mehrtägigen Kämpfen bei Soissons wurde der Feind auf einer Frontbreite von etwa zwölf bis fünfzehn

Kilometer um zwei bis vier Kilometer zurückgeworfen trotz seiner starken Stellungen und trotz seiner numerischen Überlegenheit. Auf seiner Seite hatten die 14. Infanterie- und 55. Reservedivision, eine gemischte Jägerbrigade, ein Territorial-Infanterieregiment, außerdem Turkos, Zuaven und marokkanische Schützen gefochten. Von dieser Truppenmacht gerieten mehr als 5000 Mann in deutsche Gefangenschaft; die Kriegsbeute war sehr ansehnlich. Es wurden erobert: 18 schwere, 17 leichte Geschütze, ferner Revolverkanonen, zahlreiche Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Gewehr- und Handgranaten, endlich außerordentlich große Mengen von Infanterie- und Artilleriemunition.

Diesen glorreichen Kampf führte die deutsche Truppe nach langen Wochen des Stilliegens in einem Winterfeldzuge, dessen Witterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an den Kampftagen selbst hielten Regen und Wind an. Die Märsche erfolgten auf grundlosen Wegen, die Angriffe über lehmige Felder, durch verschlammte Schützengräben und über zerklüftete Steinbrüche. Vielfach blieben dabei die Stiefel im Kot stecken, der deutsche Soldat focht dann barfuß weiter. Was unsere wundervolle Truppe — zwar schmutzig anzusehen, aber prachtvoll an Körperkraft und kriegerischem Geist — da geleistet hat, ist über alles Lob erhaben. Ihre Tapferkeit, ihr Todesmut, ihre Ausdauer und ihr Heldensinn fanden gebührende Anerkennung dadurch, daß ihr oberster Kriegsherr, der in jenen Stunden unter ihnen weilte, die verantwortlichen Führer noch auf dem Schlachtfelde mit hohen Ordensauszeichnungen schmückte. Bekanntlich wurde General der Infanterie von Lochow mit dem Orden Pour le mérite und Generalleutnant Wichura mit dem Komtur des Hausordens der Hohenzollern ausgezeichnet.

Neben einer energischen, zielbewußten und kühnen Führung und der großartigen Truppenleistung ist der Erfolg der Schlacht bei Soissons der glänzenden Zusammenarbeit aller Waffen, vor allem der Infanterie, Feldartillerie, Fußartillerie und der Pioniere zu verdanken, die sich gegenseitig aufs vollendetste unterstützten. Auch die Fernsprechtruppe hat nicht wenig zum Gelingen des Ganzen beigetragen.

Auf Truppen und Führer solchen Schlages kann das deutsche Volk stolz sein.

Weihnachten in Flandern.

Flandern, den 20. Januar 1915.

Meinen allerherzlichsten Dank für die Weihnachtsüberraschung, die etwas verspätet eintraf, als die andern Herrlichkeiten schon verspeist waren, und die deshalb mit besonderer Freude begrüßt wurde. Für meine Batterie waren traurige Weihnachten. Eine Woche vor dem Feste war unser von der ganzen Kompagnie verehrter Hauptmann schwer verwundet worden, unser Leutnant, ein netter Junge von achtzehn Jahren leicht. Auf dem Transport wurde der eine Krankenträger tödlich getroffen, und der Leutnant stürzte von der Tragbahre. Dabei ist die Wunde wohl infiziert worden; denn vor einigen Tagen erhielt die Batterie die Nachricht, daß der Leutnant an Wundstarre gestorben sei. Man muß hier sorgsam darauf achten, daß man nicht mit irgend einer Verletzung Mutter Erde zu nahe kommt, da sie mit Leichengift vollgesogen ist. Überall liegen Pferde- und Viehkadaver seit Monaten umher, und eine Epidemie wäre bei warmem Wetter unausbleiblich. Wir haben jetzt fast täglich kaltes Regenwetter. Das ist viel unangenehmer als Frost. Denn in den Schützengräben steht knietief Wasser, desgleichen in unseren Unterständen. Unsere Geschütze sind schwer zu bewegen, da die Feldwege grundlos sind, und auf den festen Wegen ein Granatloch am andern ist.

Um Weihnachten ging es hier überhaupt recht lebhaft zu. Am 17. und 18. Dezember war die große französische Offensive. Ich war an jenem Tage Wachhabender bei einer weit vorgeschobenen Batterie. Wir ahnten nichts Böses; denn einige Tage war es schon ruhig gewesen. Plötzlich am 17. früh, begann ein ohrenbetäubender Lärm, als ob die Welt einstürzen wollte. Die ganze Luft schien sich in flüssiges Feuer verwandelt zu haben, so war sie von platzenden Schrapnells angefüllt, die ihre verderbenbringende Bleisaat auf die Erde, besonders auf die Straßen ausstreute, um das Heranschaffen von Truppen an die gefährdeten Stellen zu verhindern. Schwere Granaten wühlten unter donnerähnlichem Krachen die Erde auf, hohe Feuergarben schossen empor, und die Sprengstücke durchsausten die Luft. Dazwischen krachten unsere Geschütze, die das feindliche Feuer

erwiderten. Die mir anvertraute Batterie wurde mit Sprenggranaten beschossen, das ist eine neue Art, die die Franzosen erst seit Dezember haben, und die wahrscheinlich von Amerika bezogen wurden. Die Dinger detonieren kurz über der Erde mit grellem Krach, der durch Mark und Bein geht und haben eine unheimliche Splitterwirkung. Glücklicherweise geschah der Batterie kein Unheil, nur die Räder des Munitionswagens wurden zerschossen. Das Konzert dauerte bis Mittag, der erwartete Infanterieangriff blieb aus. Aber bei Anbruch der Dunkelheit ging die französische Infanterie, die wohl glaubte, daß die unserige durch das Geschützfeuer erschüttert worden sei, doch noch zum Angriff über, den ein rasendes Feuergefecht eröffnete. Wie Nachtvögel huschten die Infanteriegeschosse über unsere Köpfe weg und schlugen klatschend in den rückwärts liegenden Wald. Da bekam ich den Befehl, den Herrn Franzosen ein paar Beruhigungspillen in Gestalt von 15 cm-Granaten hinüberzusenden. Da ich diesen Befehl vermutet hatte, hatte ich schon am Tage meine Geschütze zurichten lassen, und die Geschosse müssen gesessen haben; denn bereits nach dem zweiten Schuß wurde das feindliche Gewehrfeuer unruhig, und nach dem vierten wurde es ganz still, so daß wir in der Nacht ruhig schlafen konnten. Am nächsten Tage aber begann das Konzert wieder, und mir fiel ein Stein vom Herzen, als die andere Batterie heraufkam und ich meiner schweren Verantwortung enthoben war. Wir redeten nun auch ein kräftiges Wörtchen mit. Um 12 Uhr 30 Min. ging dann noch die französische Infanterie zum Angriff vor. Jetzt kam die Kraftprobe. Jedes Geschütz feuerte, was es aus dem Rohre herausgeben konnte; alle arbeiteten fieberhaft, man sah und hörte nichts mehr. Man wußte nicht mehr, war es der Abschuß unserer Geschütze, oder waren es feindliche aufschlagende Geschosse? Um 1 Uhr wurde das feindliche Feuer schwächer, die Gegner hatten sich blutige Köpfe geholt und nichts erreicht. Die Offensive am 17. und 18. soll ja unseren Gegnern 150 000 Mann gekostet haben. Als sie das Feuer eingestellt hatten, standen der Leutnant, ein Feldwebel und ich außerhalb der Deckung und unterhielten uns. Plötzlich wankte der Feldwebel; ich fing ihn auf, und da sahen wir Blutstropfen am Auge hervorquellen. Irgend ein Geschoß, das wir gar

nicht gehört hatten, war am Backenknochen aufgeschlagen, abgeprallt und unter der Haut entlang gegangen und war am Auge wieder herausgetreten, ohne edle Teile zu verletzen. Von den kleinen Bäumchen, die wir zur Deckung gegen Sicht durch Flieger aufgestellt hatten, sind viele durch Sprengstücke und Gewehrkugeln geknickt worden, während von der Bedienung wunderbarerweise niemand getroffen wurde.

Weihnachten war ich in der Protzensammelstelle, da mein Herz wieder Mucken hat. (Briefschreiber war vor dem Kriege herzkrank.) Heiliger Abend. Statt des weißen Federkleides, das die Erde in Ostpreußen anlegt, Schmutzpfützen, — graue Erde! Statt blauen Himmels — Regenwolken! Da ein Angriff erwartet wurde, mußte die Batterie in erhöhter Gefechtsbereitschaft in der Feuerstellung verharren. Richtig begann auch um 4 Uhr die Knallerei. Ein Häuschen in der Nähe der Feuerstellung, in dem sich die Bedienung wohnlich eingerichtet hatte, schien das Ziel zu sein. Rechts, links, vorn, hinten schlugen die Granaten ein, alles mußte an die Geschütze und für die feuernden Kameraden Wacht halten. Auch uns bei den Protzen hatten sie Weihnachtsgrüße zugedacht. Es gelang ihnen aber nur, in der Nähe eines Pferdestalles ein Häuschen entzwei zu schießen und dabei eine alte Frau zu töten. Mehrere Kanonen, die auch in dem Hause standen, blieben unverletzt. Ein trauriger Regenabend brach herein, — kein Stern am Himmel, nur hin und wieder stiegen flackernd die grünlich-weißen Leuchtkugeln auf und beleuchteten weite Strecken mit grellem Schein, manche kühne Patrouille verratend und dem mörderischen Blei preisgebend. Fröstelnd saß ich im ungemütlichen Quartier, und all das Elend, das ich in den verflossenen fünf Kriegsmonaten gesehen hatte, wurde wieder lebendig. Die Flüchtlinge aus den Vogesendörfern, die ihren notwendigsten Hausrat auf Karren mit sich führten, verängstigt, — nicht wissend, wohin? — Ein junges Mädchen führte ihre alte Mutter und ihren verkrüppelten Bruder mit sich. Eine französische Stadt brennt; auf den Straßen tote Soldaten, — vor einem Weinkeller sitzt einer auf einem Stuhle — tot! — Die Pferde knirschen in den Gebissen, bäumen sich und wollen nicht in die Hölle hinein, aber es muß vorwärts gehen, dem fliehenden Feinde

nach, der dies Morden freventlich heraufbeschworen hat. Wie viele Ortschaften meines geliebten Ostpreußens hat das gleiche Schicksal ereilt! Auch mein Heimatdorf ist wohl dem Boden gleichgemacht worden, — meine Angehörigen mußten fliehen und sind nun heimatlos. Denn noch immer tobt dort der Kampf, wie ich vom Kollegen L. erfahren habe, der in meinem Heimatkreise kämpft. Könnte ich mit ihm tauschen! — Eine viel umstrittene Höhe bei Ypern, die sturmreif zu machen, die letzte Tat unseres Hauptmanns gewesen ist: er hat dafür das Eiserne Kreuz erster Klasse bekommen. Mindestens jeden dritten Tag liegt ein furchtbares Geschützfeuer auf unseren dortigen Schützengräben und richtet schlimme Verheerungen an. Durch die Geschosse werden die Gräben eingeebnet, mancher Deutsche wird in ihnen begraben, und die furchtbar verstümmelten Körper werden wenigstens den Augen der Kameraden entzogen. Aber die Pflicht verlangt es, und die Höhe wird gehalten. Daneben ein französischer Schützengraben, der von unserer Artillerie beschossen wurde. Wie das tödliche Eisen sie getroffen hat, so liegen sie schon seit Wochen da; sie konnten nicht beerdigt werden, da die Gräben unter Feuer liegen. Ganz Flandern ist ein großer Kirchhof. Wenn man über die Felder geht, findet man allenthalben Soldatengräber, — ein schlichtes Holzkreuz, geschmückt mit Troddel und Helm. Kein Wort, kein Bild kann das Elend dieses Krieges schildern! Jahrzehnte werden dahingehen, ehe die Wunden dieses Krieges geheilt sind.

Plötzlich Militärmusik. Die Infanterie feiert ihre Weihnachten. Da ein großes Zimmer nicht zu haben war, hatte man im Freien zwei geschmückte Bäumchen aufgestellt. Die Regimentsmusik spielte „Stille Nacht", — darauf hielt der Führer eine Ansprache. Dann wurde gesungen „Es ist ein Ros' entsprungen", während der Kanonendonner herübergrollte. Der Krieg war vergessen. Die Gedanken der Versammelten weilten daheim bei den Lieben. — Ein Lichtchen nach dem anderen erlosch. Das grelle Licht der Leuchtkugeln und stärkerer Kanonendonner rufen zur Wirklichkeit.

Um den heiligen Abend nicht gar zu trübselig zu verbringen, hatte ich mehrere Kameraden zu einem Punsch eingeladen, welchen ich aus dem Extrakt bereitete, den die Jungen gestiftet haben. Ein Weihnachtsbäumchen war auch

bald fertig, und so verlief der Abend ganz angenehm. Am 1. Feiertag habe ich dann den Weihnachtsbaum für die Batterie besorgt, — eine undankbare Aufgabe; denn es gibt hier fast keine ganzen Bäume mehr. Auch meinen Weihnachtsbaum habe ich aus dreien zusammengeflickt und schön geschmückt. Dann wurden die Geschenke sortiert, da konnte man die Opferwilligkeit unserer Lieben daheim sehen. Niemand ging leer aus, und überall sah man vergnügte Gesichter.

Das Gefecht von Hurtebise.

Großes Hauptquartier, 27. Januar.

Einen knappen Tagemarsch von Soissons entfernt, also nicht allzuweit von dem Kampffelde vom 13. und 14. Januar, über das wir erst vor kurzem berichteten, hatten die Sachsen am 25. Januar ihren Ehrentag.

Die Kämpfe fanden auf der Hochebene von Craonne, also auf historischem Boden statt. Das Gehöft Hurtebise, um dessen Besitz am 6. und 7. März 1814 Franzosen und Russen erbittert gekämpft hatten, bis es von den letzteren angezündet und geräumt wurde, liegt — auch heute von französischer Artillerie gänzlich zerschossen und ausgebrannt — als trauriger Mauerrest dicht hinter der Mitte der deutschen Stellungen, aus denen heraus der Angriff erfolgte, ost- und westwärts an das Gehöft anschließend, folgten die deutschen Schützengräben dem Chemin des Dames, einem die Hochfläche von Craonne entlang führenden Höhenwege, der im Jahre 1770 von dem Besitzer des nahe gelegenen herrlichen Schlosses Le Bove für die Prinzessinnen von Frankreich angelegt worden war.

Den deutschen Gräben dicht gegenüber lagen die französischen in dreifacher Reihe. Die vorderste Linie der letzteren nahm ganz ähnlich wie bei Soissons den Südrand der Hochfläche und damit eine für Infanteriewirkung und Artilleriebeobachtung günstige Stelle ein. Dazu stützte sich der linke Flügel auf ein starkes, wohlausgebautes Erdwerk, und die Mitte besaß in der Höhle von Creute einen bombensicheren Unterschlupf für starke Reserven. Diese geräumige Höhle, eine der zahlreichen des großen Pariser Kalksteinbeckens, diente

einst den Bewohnern als Weinkeller, später als Wirtschaftsraum und Stallung. Hier suchten 1814 die Einwohner während der Schlacht von Craonne Schutz vor dem Artilleriefeuer. Bei dem gegenwärtigen Stellungskampfe war der Besitz eines derartigen Raumes von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Es galt, den Franzosen die erwähnten Stellungen samt Erdwerk und Höhlen zu entreißen. Nach ausgiebiger artilleristischer Vorbereitung schritt unsere Infanterie, die unter den Befehlen der Generale von Gersdorff und von der Planitz stand, während der Oberbefehl in Händen des Generals der Infanterie d'Elsa lag, auf der ganzen Linie zum Angriff.

Binnen wenigen Minuten waren das Erdwerk und die durch das Feuer unserer Artillerie stark erschütterte erste französische Linie erstürmt. Kurz darauf war auch die zweite Linie in deutscher Hand. Über die Höhle hinweg ging dann der Sturm gegen die dritte und letzte Stellung des Feindes. Binnen einer halben Stunde war der Angreifer im Besitz des Erdwerkes und der drei Linien mit Ausnahme des linken Angriffsflügels, wo der Feind erbitterten Widerstand leistete. Auch die Höhle selbst, die nur einen, nach Süden gerichteten schmalen Ausgang hatte, war noch in französischem Besitz.

Während sich unsere Truppen bereits südlich der Höhle in den eroberten Stellungen einrichteten, wurde der Höhleneingang umstellt und unter Maschinengewehrfeuer genommen. Es wurde Mitternacht, bis sich die hier eingeschlossene Besatzung von rund 300 Köpfen ergab. Auf dem linken Angriffsflügel dauerten die Kämpfe bis zum 26. Januar 5 Uhr morgens. Zu dieser Stunde war auch hier der Widerstand des Feindes endgültig gebrochen, und der Angreifer auf einer Frontbreite von 1500 Metern im Besitz des von ihm gesteckten Zieles: der drei französischen Linien.

Fünf Offiziere, 1100 Mann, acht Maschinengewehre, ein Scheinwerfer und ein großes, in der Höhle niedergelegtes Pionier-Depot waren in deutsche Hand gefallen. Was von den französischen Verteidigern noch entkam, flüchtete den Hang hinunter und grub sich dort ein, den Deutschen nunmehr die Hochfläche und damit ausgezeichnete neue Stellungen überlassend. Bei den französischen Gefangenen und Toten — die Zahl der letzteren wird auf mindestens 1500 geschätzt

— wurden die Nummern der Regimenter 18, 34, 49, 143, 218 und 249 festgestellt. Sie gehören zum XVIII. Armeekorps. Der zum Teil den Pyrenäen entstammende Ersatz hat sich in der Verteidigung sehr tapfer geschlagen. Aber auch er vermochte der unvergleichlichen Angriffslust und Tapferkeit unserer Truppen auf die Dauer nicht zu widerstehen.

Tagebuchblätter eines Leutnants der schweren Artillerie.

Ein Marsch- und Kampftag.*)

Für 4 Uhr vormittags ist der Abmarsch für das Bataillon befohlen. Dicht lagert der Nebel über unserem Biwakplatz. Wir Leutnants liegen noch im Zelte; bei der Feldküche ist reger Verkehr. Jeder bekommt seinen warmen Kaffee, geschickt waltet der Koch seines Amtes. Die Fahrer schirren die Pferde, die ihren Hafer schon gefressen haben und jetzt eifrig mit den Trensen klappern. Die Zelte werden abgebrochen, hier und da noch ein Säumiger zur Eile angetrieben. Die Marschbereitschaft der Batterie wird gemeldet. Die Kommandos zum Aufsitzen und Abmarschieren werden gegeben, die Batterie rückt ab. Wir sind die zweite Batterie.

Als wir an die Hauptmarschstraße gekommen sind, wird halt gemacht und abgesessen. Hier sollen wir uns in die von der Division befohlene Marschkolonne eingliedern. — Langsam fällt der Nebel, vor uns liegt eine prächtige Landschaft. Weinberg an Weinberg, dazwischen tiefe Täler mit rauschenden Bächen. Die Vögel singen ihr Morgenlied. Die vorbeiziehende Infanterie singt muntere Lieder. Manch Scherzwort fällt. Überall — tiefer Friede!

Da plötzlich: „An die Pferde, Batterie aufgesessen!“ Der Augenblick ist gekommen, uns in die Marschkolonne einzu-

*) Anmerkung des Verfassers: Wenn ich im folgenden von schwerer Artillerie spreche, so sind selbstverständlich nicht die 42-Ztm.-, auch nicht die 21-Ztm.-Mörser gemeint, sondern die schweren Feldhaubitzen 02 (Kaliber 15 Ztm.). Von diesen hat jedes Armeekorps ein Bataillon zu 4 Batterien mit je 4 Geschützen. Die Franzosen haben nur sehr wenig und minderwertige schwere Artillerie.

gliedern. Er darf nicht verpaßt werden, um die anderen Truppen nicht aufzuhalten.

Ich reite neben meinem Hauptmann. Wir beide frösteln; es ist sehr kalt. Blutrot steht am Horizont die Sonne und beginnt die Luft zu erwärmen. Gleichmäßig wird der Marsch fortgesetzt. Ich galoppiere die Batterie entlang, es ist alles in Ordnung! Manch einer fragt: „Werden wir sie wohl heute wieder kriegen?" Ich zucke mit den Achseln. Wer kann das wissen! Die Marschkolonne hält zur kurzen Rast, die Pferde werden getränkt. Es ist warm geworden; die Mäntel werden ausgezogen und gerollt. Dann geht's weiter. In den Dörfern und Städten, die wir durchziehen, wird Trinkwasser bereitgehalten. Gram- und haßerfüllte Gesichter sehen uns an. In einer kleinen Stadt, in der noch einmal getränkt wird, trete ich an einen gutgekleideten Herrn heran und spreche einige Worte mit ihm. Er sagte dasselbe, was schon viele in Frankreich gesagt haben: „Quel malheur est la guerre. Nous n'avons pas voulu la guerre, mais les Russes et les Anglais et monsier le présideut à Bordeaux!" („Was für ein Unglück ist der Krieg! Wir haben den Krieg nicht gewollt, aber die Russen und Engländer und der Herr Präsident in Bordeaux!")

Dabei lacht er so schaurig, daß ich fortgehe. Und weiter und weiter geht's. Da — „ta-tü—ta-ta" ertönt es mehrmals. Der kommandierende General eilt nach vorn. Eine Anzahl Automobile rasen an uns vorbei. Ein eigenartiges Kribbeln läuft einem durch die Glieder. Man weiß: Es ist etwas im Anzuge. Nach kurzer Zeit kommt der Befehl: Batteriechefs und Beobachtungswagen nach vorn. Die Beobachtungstrupps ordnen sich, dahinter die Beobachtungswagen. Es wird angetrabt. Also, es geht los. Jede Sekunde kann der Befehl zum Aufmarsch kommen. Und er kommt. Das Zeichen zum Antraben wird gegeben, die Batterien traben an langen Infanterie-Kolonnen vorbei. Alles hebt den Kopf, um zu sehen, was da heranrasselt. Hurra, „die Schwere" kommt, ertönt es immer wieder. Manche Scherzworte: „Habt ihr auch gute Zuckerhüte geladen?" oder „Setzt denen da drüben mal ein paar von euren Papiertüten auf die Köpfe!" schallen zu uns herüber. In kurzer Zeit haben wir unsere Stellung erreicht. Das Feuer wird er-

öffnet. Die Schlacht entwickelt sich, vor und seitlich von uns ist die Feldartillerie aufgefahren. Es wird ein heißer Tag werden, es gilt, einen Flußübergang zu erzwingen. Unsere Infanterie wird es schwer haben. Aber nur mutig drauf, die schwere Artillerie hält Wacht.

Es ist Nachmittag. Glühend heiße Strahlen sendet die Sonne zur Erde. Mehrmals ist unsere Infanterie zurückgegangen, immer wieder geht sie vor. Aber der Feind sitzt an den Dorfrändern fest und schießt mit Maschinengewehren aus Hecken und Häusern. Da müssen wir Luft schaffen. Zwei Batterien schießen die Dörfer ein, und nun geht unsere Infanterie unaufhaltsam vorwärts.

Allmählich fängt es an zu dämmern, der Feind geht zurück, der Übergang ist gelungen. Unsere Infanterie geht vor! Wir auch? Nein, wir haben noch zu tun. Vor uns liegt das Gelände wie ein Panorama. Ganz weit hinten in der Abenddämmerung sehen wir feindliche Infanterie-Kolonnen abziehen. Einige rasche Kommandos, dann kracht die Salve. Kurz vor dem Einschlagen muß der Feind die Granaten sausen hören, er fängt an, auseinanderzulaufen. Es nützt ihm nichts mehr! In der nächsten Sekunde detonieren die vier Geschosse auf der Straße, eine mächtige Rauchwolke steigt auf, die Kolonne ist nicht mehr! —

Eine Feldartillerie-Batterie, die noch bis zuletzt standhaft auf unsere Infanterie geschossen hat, jagt auf der Hauptstraße im Galopp zurück. Sie muß an einer Wegekreuzung vorbei, ich kenne die Entfernung genau: Er sind 7300 Meter. Die Geschütze werden gerichtet und geladen, die treffen sicher dahin, wo ich sie hinhaben will. Gleich ist die Batterie an der Wegekreuzung! Ein furchtbarer Krach folgt meinem Kommando. Die da drüben haben keine halbe Minute mehr zu leben!

Hierauf setzen auch wir unseren Marsch fort. Es ist dunkel geworden. Überall sehen wir brennende Dörfer. Wir kommen durch eine brennende, vollständig zusammengeschossene Stadt und reiten auch durch eins der von uns eingeschossenen Dörfer. Es ist ein Bild des Grauens, es ist buchstäblich kein Stein auf dem anderen geblieben, und viele werden das Dorf nicht lebend verlassen haben. Überall ist das Sanitätspersonal an der Arbeit. Furchtbar stöhnen einige Verwundete.

Gräßlich ist der Anblick der Toten und Verstümmelten, die nicht einzeln, sondern zu Haufen auf der Straße liegen. — Der Befehl zum Biwak wir gegeben. Die Infanterie bezieht Ortsunterkunft. Alles atmet auf. Da erreicht uns der Befehl, zum Einschießen des Forts X. nach dort zu marschieren. Es sind einige zwanzig Kilometer. Mit der Nachtruhe ist es mal wieder nichts. Wir biegen von der Straße ab und marschieren weiter. Der Feuerschein der brennenden Dörfer begleitet unseren Marsch. Einzelne Franktireurs suchen uns zu stören, in der Ferne hören wir noch die Feldartillerie schießen, die unermüdlich an der Arbeit ist, die Biwaks des Feindes zu suchen und zu beschießen. Wir kommen an einzelnen Infanterie-Vorposten vorbei, hier und da schreit ein Nachtvogel, sonst ist überall Ruhe, nur das gleichmäßige Trappeln der Pferde und das Rollen der Räder ist zu hören. — Der Tag beginnt zu grauen. Der Nebel ist noch dicht. Wir fahren vor dem Fort X in Stellung. Der Feind läßt nichts von sich hören. Eine Artillerie-Offizierpatrouille wird gegen das Fort geschickt: Das Fort ist geräumt! Also mit dem Schießen ist es heute wieder nichts! Die Nachtruhe für Mann und Pferd war umsonst geopfert. Den ganzen Tag und die folgende Nacht marschieren wir weiter, mit ganz kurzen Unterbrechungen zum Füttern und Tränken der Pferde, um den Anschluß an unser Korps zu gewinnen. Oft sitzen wir ab und gehen zu Fuß, damit uns die Müdigkeit nicht übermannt. Am Morgen traben wir wieder an unserer Infanterie entlang, freudig von allen begrüßt, wir selber froh, wieder bei den Unseren zu sein.

Ein Artillerieduell.

Der glühendrote Sonnenball ist eben über dem Horizont erschienen. Automobile rasen an unserer Marschkolonne vorbei. Ein neues Gefecht beginnt. Die Aufmarschbefehle werden gegeben. Eine günstige verdeckte Stellung wird ausgesucht, die Beobachtungsstellen mit den Batterien telephonisch verbunden. In fünf Minuten ist alles schußbereit. Kommandos kommen durch den Apparat, flink werden sie von den Kanonieren ausgeführt. Der erste Schuß ist raus. Mit Spannung warten wir auf das nächste Kommando. Rasch folgen

die Schüsse aufeinander. Wir sind eingeschossen, wir haben den Feind gepackt. Schwächer und schwächer wird sein Feuer, endlich schweigt es ganz. Wo wir nur den Feind zu sehen bekommen, da ist unser Feuer auf ihn gelenkt. Wenn wir eine Fliegermeldung von feindlicher Artilleriestellung erhalten, streuen wir dort das Gelände ab, und meistens verstummt dann der Gegner bald. Aber viele Batterien sind nicht zu finden, denn die Franzosen stellen ihre Artillerie außerordentlich geschickt auf. Artillerie-Offizierpatrouillen und Flieger können sie nicht entdecken. Das ist dann hart für uns Artilleristen. Man hat die Macht in der Hand und kann sie nicht gebrauchen oder vielmehr nicht schnell genug gebrauchen, denn schließlich findet man den Feind wohl doch.

Da plötzlich ganz in unserer Nähe heftiges Gewehrfeuer! ... Ein Infanterie-Überfall! Ich laufe in die Richtung des Schalles. Es ist unsere eigene Infanterie-Bedeckung, die ein heftiges Feuer auf einen feindlichen Flieger eröffnet hat. Immer höher schraubt er sich im Fluge und entschwindet bald unseren Blicken. Jetzt weiß ich, daß es bald blaue Bohnen gibt, und ich habe recht. Nach etwa zehn bis fünfzehn Minuten krachen die Granaten und Schrapnells in unsere Batterie. Aber unsere Leute lassen sich nicht aus der Ruhe bringen.

Als in den Nachmittagsstunden der Gegner zurückgeht, macht meine Batterie einen schleunigen Stellungswechsel nach vorwärts. Auf dem Wege werden wir von heftigem Artilleriefeuer überfallen. Wir protzen sofort neben der Straße ab, den uns befeuernden Feind haben wir gefunden. Noch nie habe ich meine Leute so lebhaft und doch ruhig, jeden an seinem Platze arbeiten sehen wie da. Um uns das wilde Krachen der einschlagenden Granaten mit ihrer ungeheuren Rauchentwicklung, das Pfeifen der Schrapnells, deren Bleikugeln zum Teil gegen die Munitionswagendeckel prasseln, dazu der Donner unserer Geschütze, vermengt mit dem Stöhnen der Verwundeten. — Die Situation ist nicht beneidenswert! Wohl kaum zehn Minuten haben wir gefeuert, da wird das feindliche Feuer schwächer und schwächer, und bald verstummt es ganz. Der Überlegenheit der schweren Artillerie ist es gelungen, mit einer Batterie in knapp einer Viertel-

stunde eine Abteilung (gleich drei Batterien) Feldartillerie lahmzulegen.

Wir fahren in eine neue Stellung neben einem Dorf, ganz gedeckt. Hier kann uns keiner finden. Wir feuern kräftig. Da plötzlich ein ohrenbetäubender Krach, dicker Qualm zieht herüber. Eine feindliche Granate war dicht hinter der Batterie eingeschlagen! Wie kommt das? Zu weiterer Überlegung ist keine Zeit. Schuß auf Schuß kracht in unserer Nähe. Der Gegner hat sich genau eingeschossen, etwa zwölf bis fünfzehn Schuß fallen in die Batterie. Nur die hereinbrechende Dunkelheit bewahrt uns vor größeren Verlusten. Ich stehe vor einem Rätsel. Plötzlich höre ich im Dorf heftiges Gewehrfeuer. Infanteriegeschosse sausen an mir vorbei. Ein Ulan sprengt heran: „Herr Leutnant, das Dorf ist von Franzosen besetzt!" Ist das wirklich wahr? Dann steht die Batterie mit ihren wertvollen Geschützen auf dem Spiel. Aber nein, es ist doch ein Bataillon Infanterie zu unserer Sicherung im Dorf. Die werden doch den Feind nicht durchlassen! In aller Ruhe werden die Protzen herangeholt und die Batterie in Marsch gesetzt. Das Gewehrfeuer verstummt. Ich habe mich in unserer Infanterie nicht getäuscht. Sie hat die eindringenden Franzosen einfach wieder zum Dorf hinausgeworfen. —

Am nächsten Morgen wurde mir auch das Rätsel gelöst, wie die Franzosen sich so schnell und sicher auf unsere gutgedeckte Stellung hatten einschießen können. Ein Infanterieoffizier erzählte mir, er hätte nachts auf dem Kirchturm den Ortsgeistlichen überrascht, als er Leuchtsignale gab. Er hatte natürlich auch am Tage vorher die französische Artillerie auf unsere Batterie gelenkt.

Das Gefecht war zu Ende. Von Stellung zu Stellung waren wir vorwärts geeilt. Nur einige Schüsse wurden den abziehenden Franzosen aus jeder Stellung nachgejagt; so schnell vollzieht sich ihr Rückzug. Schließlich wird das Feuer ganz eingestellt. Wir protzen auf und setzen uns auf die Straße. Nur langsam kommen wir vorwärts, da die Marschkolonne oft hält. „Zwei Stunden Rast" kommt da von vorn durch die Kolonne. Die Pferde werden gefüttert und getränkt, einige neu beschlagen. Die Feldküche kommt zur Batterie. Mit Freude sehen wir unsere Gulaschkanone heran-

kommen. Geschütz- und wagenweise wird zum Essen angetreten, es gibt gut und reichlich zu essen. Ich habe mich oft über die Portionen gewundert, die so mancher mit dem dazu gehörigen Kommißbrot vertilgte. Ein Fahrer erzählte mir einmal, er hätte zu Hause Frau und fünf Kinder, und für alle nur soviel Fleisch, wie er hier allein bekäme. Nach dem Essen schreibe ich auch noch einige Postkarten und wende mich dann vertrauensvoll an unseren Oberveterinär wegen einer kleinen „flüssigen" Magenstärkung. Ich habe mich auch nicht geirrt, er hat gut für uns gesorgt. Während wir im Gefecht waren, hatte er requiriert. Eine Stunde habe ich dann noch Zeit. Ich setze mich in den Chausseegraben und bin bald eingeschlafen. . . .

Dann wird weiter marschiert. Oft stockt die Marschkolonne längere Zeit, ganz vorn hört man die Feldartillerie der Vorhut schießen. Der Weg ist noch nicht ganz frei, aber das langersehnte Biwak steht bevor. Abends um 9 Uhr schlagen wir dann auch unweit eines kleinen Dorfes unser Lager auf. Die Geschütze und Munitionswagen werden nebeneinander aufgefahren und die Räder mit Stalleinen verbunden, an die die Pferde gebunden werden. Die Zelte werden aufgeschlagen. Es gibt dann noch allerlei zu tun, bis wir etwa um 11 Uhr abends im Zelte liegen. Gegen 3 Uhr morgens marschieren wir am anderen Tage ab. Erst der Nachmittag bringt uns ein Gefecht. Der Feind hat geschanzt. Die Beobachtung für unser Schießen ist auf die große Entfernung bei dem vorherrschenden dunstigen Wetter schlecht. Ich werde als Beobachter vorgeschickt. Mit vier Berittenen trabe ich los. Ich komme an ein einsam gelegenes Gehöft. Hier scheint mir die Beobachtung gut zu sein. Wir sitzen im Hofe ab; ein Mann hält die Pferde. Mit den drei anderen betrete ich mit gezogenen Revolvern das Haus. Die Stubentür ist verschlossen. Als ich anklopfe, erhebt sich ein großes Geschrei. Erst auf gutes Zureden wird mir geöffnet. In dem Zimmer befinden sich drei Frauen und vier kräftige Männer mittleren Alters. Ich fordere sie auf, hinauszugehen und sich im Hofe draußen hinzusetzen. Einen Mann lasse ich zu ihrer Bewachung zurück, einen anderen beauftrage ich, eine gute Beobachtungsstelle auf der Scheune auszusuchen. Mit dem letzten Mann durch-

suche ich das ganze Haus, wozu ich mir eine der drei Frauen mitnehme. Sämtliche Betten und Schränke werden durchsucht, die Telephondrähte durchschnitten. In der Scheune im Stroh finde ich noch zwei Leute im Alter von etwa 20 Jahren. Da sie keine Waffen haben, lasse ich sie zu den anderen bringen. Dann gehe ich auf das Dach der Scheune, von wo ich gut beobachten kann. Unterdessen ist auch die telephonische Verbindung zwischen dem Bataillon und mir hergestellt. Das Feuer wird eröffnet. Wir schießen gut, die Feuerpausen benutzt der Gegner bald, um aus den Schützengräben nach rückwärts zu laufen; denn vor der furchtbaren Wirkung unserer Granaten ist er auch in den Schützengräben nicht sicher. Lange brauchen wir nicht zu schießen. Unsere Infanterie geht, durch unser Feuer gedeckt, schneidig vor. Der Feind zieht sich zurück. Bald können unsere Truppen ins Biwak, wir leider nicht, wir müssen zum xten Korps, das morgen eine stark befestigte Stellung angreifen soll. Wohl drei Stunden geht's abwechselnd Trab und Schritt auf guter Straße gleichmäßig dahin. Dann wird gerastet. Erst werden die Pferde versorgt, dann legen auch wir uns noch nieder, wo wir gerade stehen.. Wir sind nicht wählerisch. Ich lege mich in den Chausseegraben und schlafe sofort ein, ohne mich um das Stöhnen einiger verwundeter Franzosen zu kümmern. Ich werde geweckt. Ich sehe nach der Uhr, ich habe $1^1/_4$ Stunden geschlafen. Es geht weiter. Der Angriff am nächsten Tage gelingt vollständig; die französisch-belgische Armee zieht sich eiligst zurück, ehe es Abend wird. Da wir wieder zu unserem Korps zurückmüssen, haben wir nicht lange Zeit zum Schlafen; aber wenigstens im Biwak und nicht wieder im Straßengraben! Früh geht es weiter, und es wird immer lustig drauf los marschiert, aber die Franzosen und Belgier sind nicht einzuholen. Gegen Mittag geht es wie ein Lauffeuer durch die Kolonne: „Es geht ins Biwak." Herrlicher Gedanke nach all den Strapazen und schlaflosen Nächten! Um 2 Uhr ist das Biwak eingerichtet. Wir machen es uns bequem. Es ist jetzt allgemeine Ruhe befohlen. Dann aber heißt es an die Arbeit: die Pferde müssen geputzt und vorgeführt, die Röcke und Waffen gereinigt und vieles ausgebessert werden. Abends ist Appell! Gegen 5 Uhr kommt

die große Bagage. Mit Jubel wird sie begrüßt; sie bringt so vieles mit, den Koffer, dem man lange Hosen, Litewka und andere Bequemlichkeiten entnimmt, den Wäschesack mit frischer Wäsche, und vor allem auch Feldpost. Herrlich ist die Stunde, in der man aus der Heimat Grüße empfängt, Freude, eitel Freude liegt auf allen Gesichtern!

Im nahen Bach wird ein Bad genommen, dann frische Wäsche angezogen. Man fühlt sich wie ein Gott. Abends werden Pellkartoffeln gekocht, selbst Butter gibt es dazu, ein sehr seltenes Genußmittel in Frankreich. Das Kommißbrot mundet vortrefflich, auch der requirierte Wein — Mouton-Rothschild 1874 und Veuve Cliquot. So sitzen wir Offiziere gemütlich beisammen, die Leute in Gruppen an ihren Zelten. Ich habe ihnen auch Rotwein gespendet. Sie sind munter und singen frische Lieder. Der Abend ist wunderbar: unzählige Sterne flimmern am Himmel. Der Mond geht seinen gewohnten Weg und sendet sein mildes Licht zur Erde. Nach und nach verstummt der Gesang, wir sind ja alle müde. Wir wollen mal ausschlafen. Um 9 Uhr liege ich im Zelt mit der Hoffnung, mindestens bis 3 Uhr schlafen zu können. Es sollte aber anders kommen. Kurz nach 10 Uhr wache ich plötzlich durch einen lauten Knall auf. Ich stürze schlaftrunken aus dem Zelt. Ich höre Stöhnen und Pferde wild um sich schlagen. Allmählich komme ich zur Besinnung. Eine Fliegerbombe war in unser stilles Biwak geschleudert! Drei Tote, elf Verwundete; zehn Pferde tot oder so schwer verletzt, daß sie erschossen werden mußten. Die Verwundeten werden verbunden, die Toten begraben. Geschlafen habe ich nicht mehr. Der Anblick ist zu grauenhaft gewesen. Nur einmal habe ich später etwas noch Schrecklicheres gesehen: Es tobte eine heiße Schlacht. Vor uns übersah ich von der Beobachtungsstelle aus das ganze Gelände. Dort stand ein kleines Haus ganz allein. Ich sehe es wieder ganz deutlich im Geiste vor mir. Die Rote-Kreuzflagge weht am Haus im Winde. Kein Schuß war in seiner Nähe gefallen. Ärzte leisteten dort erste Hilfe. Da plötzlich erst eine Granate, dann mehr überschütten das Haus. Heraus stürzen verwundete Soldaten, einige fast ganz entkleidet, unter Aufbietung ihrer letzten Kraft. In wenig Augenblicken ist alles nur ein Schutt-

haufen — trotz der Flagge mit dem Roten Kreuz! Ich glaube, weder Ärzte noch Verwundete können aus dem Höllenfeuer entkommen sein. Ich hatte mein Doppelglas längst abgewandt, ich konnte nicht mehr dahinsehen! . . . Am nächsten Morgen um 4.30 Abmarsch. Lebt wohl, ihr Kameraden, die ihr in fremder Erde ruht. Wir werden euch nicht vergessen!

(Tägl. Rundschau.)

Im Verlag von Julius ... erschien, herausgegeben von ... für Kunstpflege e. V. zu Ber...

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 000582582

Jung Deutschlands Kriegsbuch

Gebunden Mark 3.—

Deutsche Kriegsbücher für die Schuljugend

Heft 1: **Vom Kriege im Westen** 30 Pfg.
Heft 2: **Vom Kriege im Osten** 30 Pfg.

in Kürze erscheinen:

Heft 3: **Der Krieg in den Lüften**
Heft 4: **Der Krieg auf den Meeren**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung